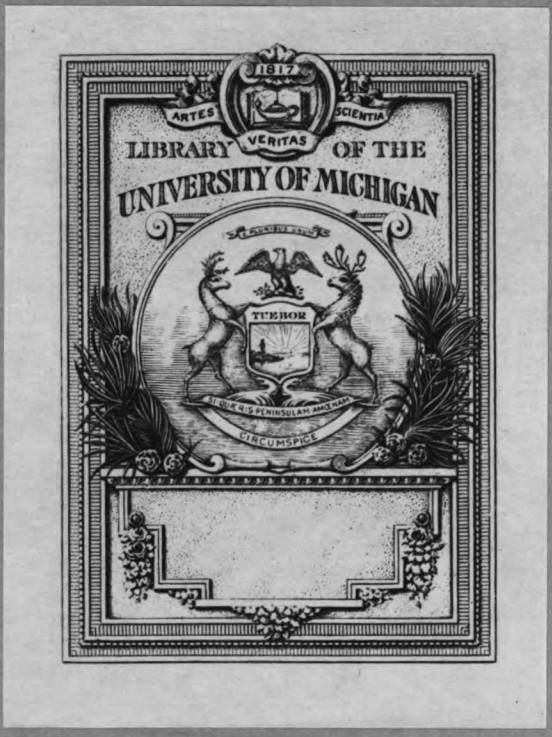
B 1,579,577

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

830.9
S872

Digitized by Google
Digitized by UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

830.9
S872
no.4

STOFF- UND MOTIVGESCHICHTE
DER DEUTSCHEN LITERATUR

PARZIVAL

IN DER DEUTSCHEN LITERATUR

VON

WOLFGANG GOLTHER

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

STOFF- UND MOTIVGESCHICHTE DER DEUTSCHEN LITERATUR

4

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

STOFF- UND MOTIVGESCHICHTE DER DEUTSCHEN LITERATUR

HERAUSGEGEBEN VON

PAUL MERKER UND GERHARD LÜDTKE

4

WOLFGANG GOLTHER

PARZIVAL

1929

WALTER DE GRUYTER & CO.

VORMALS G. J. GÖSCHENSCHE VERLAGSHANDLUNG — J. GUTTENTAG, VERLAGS-BUCHHANDLUNG — GEORG REIMER — KARL J. TRÜBNER — VEIT & COMP.

BERLIN W 10 UND LEIPZIG

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

PARZIVAL

IN DER DEUTSCHEN LITERATUR

VON

WOLFGANG GOLTHER

1929

WALTER DE GRUYTER & CO.

VORMALS G. J. GÖSCHENSCHE VERLAGSHANDLUNG — J. GUTTENTAG, VERLAGS-BUCHHANDLUNG — GEORG REIMER — KARL J. TRÜBNER — VEIT & COMP.

BERLIN W 10 UND LEIPZIG

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Aldus Druck Berlin
Printed in Germany

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

German
Seminar
7-9-42
42979

Inhaltsverzeichnis

Seite

Die Aufgabe 1
Die mittelalterlichen Dichtungen 5
Die Geschichte vom Gral von Kristian von Troyes 5
Josef von Arimathia von Robert von Boron 15
Kristians Fortsetzer 21
Französische Prosaromane 22
Wolframs Parzival 23
Die Krone der Abenteuer von Heinrich von dem Türlin . . . 36
Titurel von Albrecht 37
Der Parzival von Wisse und Colin 39
Die neuzeitlichen Dichtungen 40
Bodmer, Schlegel, Hofstaeter 40
Immermanns Merlin 43
Neubearbeitungen von Wolframs Parzival: Wilhelm Hertz . . 47
Albrecht Schaeffer 49
S. von der Trenck 49
Chamberlains Parsifalmärchen 50
Eduard Stuckens Graldramen 51
Richard Wagners Parsifal 52
Englische Graldichtungen: Malory, Tennyson 62
Schriften zur Sage vom Gral und von Parzival 65

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gegen die wissenschaftliche Erforschung der Sage von Parzival und vom Gral ist einzuwenden, daß man meistens die drei ältesten Gedichte Kristians von Troyes (um 1180), Roberts von Boron (um 1200), Wolframs von Eschenbach (um 1210), auf denen die gesamte spätere Dichtung einzig und allein sich aufbaut, nicht streng auf ihren tatsächlichen Inhalt und Wortlaut prüft, daß man sie nicht im Zusammenhang unbefangen liest und erklärt, daß man ohne Rücksicht auf das zeitliche Verhältnis immer nur unwesentliche Einzelheiten herausgreift, die untereinander und mit fernstliegenden Dingen in willkürlichste Verbindung gezwungen werden, daß endlich eine Überlieferung zurechtgemacht wird, die nirgends bei den Dichtern selbst, den Urhebern und Schöpfern der Sage, sondern nur in den Köpfen der Ausleger vorkommt. Die Frage nach dem Ursprung der Gral- und Parzivalsage untersteht zunächst nur der Quellenkritik und Literaturforschung. Sobald hier Ordnung und Klarheit gewonnen ist, wird man es als unwissenschaftlich verurteilen, Kristians „*Conte del graal*" aus seinen Fortsetzern und Bearbeitern, zu denen auch Wolfram zählt, zu deuten oder gar Züge bei Wolframs Nachahmern, bei Heinrich von dem Türlin oder Albrecht für die Ursage anzusprechen. Nur die richtige Einsicht in die Abhängigkeitsverhältnisse der Denkmäler untereinander ermöglicht ein Urteil über die Selbständigkeit der einzelnen Dichter, die als Mehrer und Bildner des Stoffes erscheinen. Wir müssen frei werden vom Wahnglauben an unbekannte Größen, die im Verborgenen alles das schufen, wofür die Meister der mittelalterlichen Dichtkunst von den Zeitgenossen laut gepriesen und anerkannt, zuweilen auch getadelt werden.

Die Beurteilung der Überlieferung ist hauptsächlich von zwei immer wieder behaupteten verlorenen Vorlagen abhängig: vom „Urperceval" und „Urgral". Der Stammbaum, den Gottfried Weber seinem Buch über Wolfram (1928) anfügt, geht von diesen beiden erschlossenen Urquellen aus, die weit über Kristian zurückführen. Die kymrische Übersetzung und die englische Umdichtung des Kristianschen Gedichtes und Wolframs Kyot werden zur Wiederherstellung dieser geheimnisvollen Vorlagen benutzt, die zwar vollkommen verschollen sind, aber jedem Bearbeiter des Kristianschen Gedichtes in Frankreich, Deutschland, England und Wales zugänglich gewesen sein sollen! Jeder Bearbeiter zog mehrere Vorlagen heran, die er miteinander zu verschmelzen suchte.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Eigene Erfindung fehlt ihm in der Regel völlig, er ist Abschreiber und Sammler. Unter den Verfechtern Kyots ging S. Singer so weit, Wolfram sogar seinen besonderen Stil abzusprechen, er beschränkte ihn auf die Umreimung einer verlorenen Vorlage! Mit den geheimnisvollen Vorläufern der überlieferten Gedichte ist für die Erkenntnis vom Ursprung einer Sagendichtung gar nichts gewonnen, die Frage wird nur um eine Stufe zurückgeschoben. Dem unmöglichen Kyot wird ohne Bedenken an Erfindungsgabe und Gestaltungskraft zugebilligt, was man einem Wolfram, der greifbar deutlich mit seinen dichterischen Fähigkeiten vor uns steht, abspricht. Daß nicht nur die tatsächliche Überlieferung, sondern auch die französische Literaturgeschichte gegen das Vorhandensein Kyots zeugt, bleibt gänzlich außer acht!

Im Gegensatz zu dem Verfahren, das mit unbekannten Größen rechnet, beruht die folgende Darstellung einzig und allein auf den wirklichen Quellen, die auseinander abgeleitet werden können, sobald man die Absichten der erfindenden Dichter erkennt. Zwischen Kristian und Wolfram ist kein Vermittler möglich, Wolfram hat unter Kyots Namen das französische Bruchstück selbständig umrahmt und vollendet. Dazu hat er nicht die uns gänzlich unbekannten Quellen Kristians zu Rate gezogen, sondern nur aus seiner eigenen Bildnerkraft geschöpft, wie auch sein deutscher Nachfolger Albrecht im „Titurel" sich nur auf den „Parzival" stützte. Die Berufung auf das Gralbuch des Grafen Philipp, womit Kristians Gedicht beginnt, ist der Ausgangspunkt für alle Quellenberufungen, die nach ihm vorkommen. Nicht nur Wolfram knüpft mit seinen Flegetanis-Kyot-Vorspiegelungen daran an, sondern auch alle die unauffindbaren Chroniken und lateinischen Schriften der französischen Romane, Manessiers Niederschrift von Salisbury, das auf Befehl einer Engelstimme von Josefus aufgeschriebene Buch im „Perlesvax", das von Christus selber verfaßte Buch der *„Estoire del saint Graal"*, des Helinandus vergeblich gesuchte *„Historia quae dicitur de gradali"* sind durch Kristian, der dadurch übertrumpft werden soll, angeregt. Je wichtiger die Quellenberufung, desto größer die Glaubwürdigkeit des Berichtes. Sogar Gelehrte, die mit Annahme verlorener Quellen nicht sparen, wie z. B. Heinzel, gestehen zu: „keiner der Dichter, die Kristians Werk fortgesetzt haben, hat dessen Quelle (das livre des Grafen Philipp) benutzt oder den Plan, den Kristian sich für sein Werk gemacht hatte, gekannt; ebensowenig gab es ein anderes einzelnes Werk, welches allen Fortsetzern für ihre Arbeit vorgelegen hätte". Eine vorurteilslose Betrachtung zeigt, wie die späteren Dichtungen sich aus den früheren entfalteten, welche bewußten Änderungen und Zusätze die einzelnen Verfasser machten, wie unter ihren Händen die Gralssage entstand.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Wir können deren Wachstum von Kristian und Robert an lückenlos überblicken; die Denkmäler schließen sich zu einer einheitlichen Überlieferung zusammen, deren einzelne Glieder alle miteinander unmittelbar zusammenhängen. Ob Kristian das Gralbuch des Grafen Philipp vorfand oder erfand, ist unter solchen Umständen gleichgültig. Der „Urgral" ist jedenfalls eine grund- und haltlose Behauptung. Bei Kristian ist der Gral ein einfacher Hostienbehälter ohne geheimnisvolle Vorgeschichte. Erst Robert hat eine Geschichte des Grales geschrieben, die nachweislich aus rein christlichen Quellen stammt. Daher ist jeder Versuch, für den Gral keltische Vorbilder zu erweisen, von vornherein sinn- und zwecklos. Die „Urgestalt der Gralsage" als „Einlaß des durch Leiden Geläuterten zum himmlischen Gemeinschaftsmahl, das himmlische Mahl als Ziel aller Sehnsucht der nach Erlösung dürstenden Seele im eucharistischen Kult, dessen Formen Unfaßbares sinnlich gestalten", findet sich weder bei Kristian noch bei Wolfram, sondern erst bei Robert und seinen Nachfolgern. Zwei äußere zufällige Umstände haben die üppig erblühende Fortbildung der Graldichtung hervorgerufen: die durch die Überschrift von Kristian über Gebühr betonte Bedeutung des Grales: *„li contes del graal"* und der unfertige Zustand des von ihm hinterlassenen Werks. Seine Nachfolger sahen ihre Aufgabe in der Deutung des Grales und in der Fortführung der Abenteuer Percevals und Gauvains. Auch Roberts Josef von Arimathia war unvollendet. Die mittelalterlichen Verfasser versuchten ohne rechten Erfolg, Kristians Roman mit der Gralslegende innerlich zu verbinden. Keiner war imstande, den Stoff so umzugießen, daß diese beiden so verschiedenen Quellen zu höherer Einheit verschmolzen. Das Endergebnis war ein Gemisch aus uferlosen ritterlichen Abenteuern mit dem geistlichen Ziele der Gralsuche. Dieses Band zu festigen gelang erst den Dichtern des 19. Jahrhunderts, die mit Ausschaltung aller überflüssigen und äußerlichen Abenteuer die Handlung zu verdichten und unter einen klaren Leitgedanken zu stellen wagten. Sogar die oberflächlichsten neueren Nacherzähler von Wolframs Parzival pflegen für den Gralstein das Abendmahlsgefäß, Kelch oder Schale, einzusetzen. Eine Engelschar hat es in die Hut der Gralskönige gegeben. Josef von Arimathia als erster Bewahrer des Grales wird in dieser Verbindung öfters genannt.

Wege und Ziele der Forschung sind beim Tristan und Parzival verschieden. Im ersten Falle handelt es sich um die Wiederherstellung der verlorenen Urfassung, die durch Vergleich der beiden nebeneinander herlaufenden Zweige der Überlieferung, einerseits Eilhart-Berol, andererseits Tomas-Gottfried gefunden werden kann. Im zweiten Fall sind die beiden Grundpfeiler der gesamten nachfolgenden Dichtung

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

wirklich vorhanden: Kristians Contes del graal und Roberts Josef. Hinter beiden liegen nur die einzelnen Bausteine, die von den Dichtern verarbeitet wurden, ähnlich wie beim Ur-Tristan. Bei richtiger Einstellung zur Überlieferung hat die Parzival-Gralforschung festeren Grund, weil die Anfänge nicht erst erschlossen werden müssen. Die unserem Verfahren entgegengesetzte Richtung, die einen Urperceval und Urgral ansetzt, schlägt gefährliche Pfade auf schwankendem Boden ein, wohin wir nicht folgen, wenn schon, allen tatsächlichen Gegenbeweisen zum Trotz, neuerdings die haltlosen Gespenster — Urgral, Urperceval, Kyot — immer wieder heraufbeschworen werden.

Hauptquellen der Parzival-Graldichtung:

I. FRANZÖSISCHE VERSROMANE.

1. Kristians Contes del graal samt den Fortsetzern hg. von Ch. Potvin in 6 Bänden 1866—71; G. Baist, Crestiens von Troyes Contes del Graal; Abdruck der Handschrift Paris, français 794, mit Anmerkungen und Glossar 1909 und 1912. Eine dringend nötige kritische Ausgabe fehlt.
2. Robert von Boron, le roman du saint Graal (Josef von Arimathia) hg. von Fr. Michel 1841; hg. von W. Nitze 1928.

II. FRANZÖSISCHE PROSAROMANE.

3. Josef von Arimathia in Prosa und Perceval nach der Didothandschrift hg. von E. Hucher, Le saint Graal I 1875; eine zweite Handschrift des Perceval hg. von J. Weston, the legend of Sir Perceval II 1909.
4. Perlesvax bei Potvin (1) Band I.
5. La Queste del saint Graal hg. von F. J. Furnivall 1864.
6. Estoire del saint Graal hg. von Hucher (3) Band II und III 1878.
   Queste und Estoire auch in der Ausgabe „the vulgate version of the Arthurian romances" von H. O. Sommer, Band I 1909 und VI 1913.

III. DEUTSCHE BEARBEITUNGEN.

7. Wolframs Parzival hg. von Lachmann 1833; 6. Aufl. 1926; Bartsch 1872, 3. Aufl. 1927; Piper 1890/3; Martin 1900/3; Leitzmann 1902/6; 2. Aufl. 1926 ff.
8. Heinrich von dem Türlin hg. von Scholl 1852.
9. Albrechts Titurel hg. von Hahn 1842.
10. Parzival von Wisse-Colin hg. von Schorbach 1888.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

DIE GESCHICHTE VOM GRAL

(li contes del graal)

von Kristian von Troyes.

DIE AUSFAHRT.

Zur Zeit, da die Bäume blühen und Strauch und Wiese grünen, sprang der Sohn der Witwe im wilden Walde vom Lager auf, um zum Waidwerk zu reiten und nach den Leuten zu schauen, die der Mutter Feld bebauten. Sein Herz schloß sich auf bei der schönen Jahreszeit und beim Vogelsang. Da schwang er sich vom Pferde, eilte zu Fuß durchs frische Grün, warf seine Speere, wo er ein Wild fand, bis er plötzlich fünf glänzend gewappnete Männer heransprengen sah. Er hielt sie zuerst für Teufel, vor denen die Mutter ihn gewarnt hatte, dann aber für glänzende Engel und ihren Anführer für Gott selber. Sie sagten ihm, sie seien Ritter und vor kurzem vom Hofe des Königs Artus weggeritten. Der Knabe ließ sich ihre Waffen im einzelnen erklären. Auf die Frage nach seinem Namen wußte er nur, daß er „schöner Sohn" (bels fils) genannt werde. In seinem Herzen erhob sich der heiße Wunsch, den Rittern gleich zu werden und zu Artus zu reiten. Zur Mutter heimgekehrt, erzählte er ihr sein Erlebnis; sie fiel vor Schrecken in Ohnmacht. Hatte sie doch ihren Sohn, fern den Waffen, in der Waldeinsamkeit erzogen, um ihn vor dem Schicksal des Vaters und seiner beiden älteren Brüder, die im Kampfe gefallen waren, zu behüten. Vergebens suchte sie den Knaben von seinem Vorhaben abzubringen, sie mußte sich seinem Verlangen fügen. In welsche Bauerntracht gekleidet, mit drei Wurfspeeren und einer Gerte versehen, bestieg er seinen Klepper. Vor dem Abschied gab ihm die Mutter gute Lehren, er solle Frauen und Mädchen sich freundlich erweisen und Ring und Gürtel von ihnen verdienen, er solle an keiner Kirche vorübergehen, ohne darin zu beten. Als sie ihren Sohn fortreiten sah, fiel die Mutter im Abschiedsschmerz tot zur Erde. Der Knabe sah sie umsinken, kümmerte sich aber in jugendlichem Umgestüm nicht weiter um sie und zog seines Wegs. Die Nacht verbrachte er im Walde. Am andern

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Morgen erblickte er auf einer Wiese ein prächtiges Lustgezelt, das er für ein Gotteshaus hielt und der mütterlichen Lehre gemäß sofort betrat. Drin lag auf einem Ruhebett eine schöne Dame, der der törichte Knabe Kuß und Ring raubte. Nachdem er sich an Speise und Trank gelabt, ritt er sorglos weiter. Der zurückkehrende Herr des Zeltes bezichtigte seine Freundin der Untreue und schwur dem unbekannten Eindringling Rache. Dem hatte ein Köhler den Weg zum Artushof gewiesen. Vor dem Tore begegnete ihm ein Ritter in roter Rüstung mit einem goldenen Becher in der Hand. Der Knabe bat Artus um die Ritterwürde und die Rüstung des roten Ritters. Der König lud ihn ein, am Hofe zu bleiben. Der Seneschall Keu höhnte, der Knabe solle dem roten Ritter, der aus Übermut von der Königstafel den Becher geraubt, die Rüstung abgewinnen. Ein Mädchen, das seit zehn Jahren nicht mehr gelacht hatte, lachte dem Knaben zu und verkündigte, er werde der beste Ritter werden. Dafür schlug ihr Keu mit der Faust ins Gesicht. Einen Narren, der gesagt, das Mädchen werde nicht eher lachen als beim Anblick des trefflichsten Ritters, stieß der Seneschall mit dem Fuß ins Feuer. Beides hatte der Knabe wohl gemerkt, bevor er hinausritt, um vom roten Ritter dessen Rüstung zu verlangen. Dieser stieß verächtlich mit dem stumpfen Ende seiner Turnierlanze nach dem jungen Toren, der ihm seinen kurzen Wurfspeer durch den Helm ins Auge schoß, daß er tot vom Pferde fiel. Mit Hilfe des Knappen Ionet zog der Knabe die rote Rüstung über seine groben Bauernkleider, von denen er sich nicht trennen wollte. Eines Abends kam der junge Held zu einer Burg am Meere, unter dem Tore saß der Burgherr, Gornemant von Goort, der sich über den seltsamen Aufzug des schönen adeligen Knaben wunderte. Er nahm ihn in höfische Zucht, unterwies ihn in der Führung ritterlicher Waffen, stattete ihn mit passenden Gewändern aus und belehrte ihn über die Formen des gesellschaftlichen Verkehrs. Vornehmlich warnte er ihn, der bisher in kindischer Art mit Berufung auf seine Mutter nach allem gefragt hatte, vor unziemlichen neugierigen Fragen. Bald darauf verließ er seinen Gastfreund als wohlgeschulter höfischer Ritter. Seine Sehnsucht stand heimwärts zur Mutter. Aber statt zurück zum heimatlichen Wald gelangte er nach Belrepaire, einer vom König Clamadiu belagerten Stadt. Im Palais empfing ihn Blancheflur, die Herrin der Stadt, eine Nichte des Gornemant. Zur Nacht kam die junge Königin hilfesuchend ans Lager ihres Gastes und klagte ihm ihr Leid. Er versprach ihr seine Hilfe. Im Zweikampf überwand er Clamadiu und seinen Seneschall Guigrenon, die er zu Artus sandte, daß sie sich als die vom roten Ritter Besiegten meldeten. Trotz ihrer Bitten verließ er seine Geliebte, um zur Mutter zurückzukehren.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

DIE GRALSBURG.

Eines Abends kam er zu einem Fluß, über den keine Furt oder Brücke führte. Ein Fels, der unmittelbar ins Wasser vorsprang, versperrte den Uferweg. Da erblickte er in einem Nachen zwei Männer, der eine ruderte, der andere angelte. Er rief sie an und fragte um Überfahrt. Der Angler verwies ihn auf einen engen und steilen Felspfad, den er hinaufreiten solle, um gute Herberge zu finden. Der Ritter folgte dem Rate und kam auf eine Anhöhe, von der aus ein Tal sichtbar ward. Darin lag eine Burg mit hohem Turm und weitem Pallas, vor dem sich Laubengänge hinzogen. Die Zugbrücke wurde herabgelassen und er ritt hinein. Knappen eilten ihm entgegen, besorgten sein Pferd, entwaffneten ihn, bekleideten ihn mit einem kostbaren Mantel und führten ihn zu den Lauben, wo er harrte, bis er zum Burgherrn hineingerufen wurde.

In einem geräumigen viereckigen Saal stand ein Ruhebett, auf dem ein schon ergrauter Edelmann, angetan mit purpurverbrämtem Zobel, lag. Vor ihm brannte zwischen vier Säulen ein mächtiges Kaminfeuer, woran leicht vierhundert Männer hätten sitzen können. Der Burgherr begrüßte seinen Gast und entschuldigte sich, daß er wegen Siechtums nicht aufstehen könne. Er lud ihn zum Sitzen ein und fragte, woher er komme. Ein Knappe brachte dem Burgherrn ein Schwert mit Gehänge: es sei ein Geschenk seiner Nichte. Der Burgherr übergab das Schwert seinem Gast mit dem Bemerken, es sei für ihn bestimmt. Der Saal war von Lichtern erhellt, und während Wirt und Gast von dem und jenem redeten, trat aus einem Nebenzimmer ein Knappe herein, eine weiße Lanze in der Faust. Wie er beim Ritter vorüberkam, sah dieser einen Blutstropfen von der Spitze bis zur Hand des Trägers herniederrinnen. Gern hätte er gefragt, warum die Lanze blute; aber weil sein höfischer Erzieher ihm voreiliges Fragen verboten hatte, schwieg er. Alsbald kamen zwei Knappen mit goldenen Leuchtern, auf denen Kerzen brannten. Ihnen folgte eine Jungfrau mit einem Gral, von dem solche Helligkeit ausging, daß die Kerzen davor verbleichten wie die Sterne vor Sonne und Mond. Dann kam eine Jungfrau mit einem silbernen Teller *(un tailleor d'argent)*. Der Gral war aus lautrem Gold, mit Edelsteinen besetzt. Wie die Lanze wurde er am Ruhebett des Burgherrn und seines Gastes vorüber in ein Nebenzimmer getragen. Der Ritter, abermals eingedenk der Lehre seines Erziehers, wagte nicht zu fragen, wen man mit dem Gral bediene. Nun ward ein Mahl angerichtet. Bei jedem Gang der Mahlzeit wurde der aufgedeckte Gral vorübergetragen, jedesmal verschob der Ritter die ihm auf der Zunge schwebende Frage. Er nahm sich vor, am andern Morgen zu fragen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Als es Schlafenszeit geworden, ließ sich der Burgherr in sein Gemach tragen. Für den Gast wurde im Saal ein Lager aufgeschlagen, worauf er bis zum Morgen ruhte. Als er erwachte, war niemand zu seiner Bedienung da. Seine Waffen und Gewänder lagen bereit. Vergebens pochte er an die Türen der Seitengemächer, die abends offen gewesen, jetzt aber verschlossen waren. Draußen im Hofe fand er sein Roß, Schild und Speer lehnten an der Mauer, das Burgtor war offen, die Zugbrücke heruntergelassen. Aber kein Mensch ließ sich blicken. Er glaubte, die Burgleute seien in den Wald zur Jagd geritten; er wollte sie aufsuchen, um nach Gral und Lanze zu fragen. Als er die Brücke hinter sich hatte, wurde sie jählings in die Höhe gezogen, daß sein Pferd nur durch einen gewaltigen Sprung über den Graben sich retten konnte. Er rief nach dem Brückenwart zurück, erhielt aber keine Antwort. Da mußte er weiter, ohne die Geheimnisse der Burg ergründet zu haben. Im Walde fand er unter einer Eiche ein Mädchen, das über einem toten Ritter trauerte. Sie wunderte sich über die Begegnung mit dem Fremdling, da im Umkreis von fünf Meilen kein Haus stehe. Als er ihr aber von der ihm in der vergangenen Nacht zuteil gewordenen Bewirtung berichtete, da wußte sie, daß er beim reichen Fischerkönig gewesen; der sei in der Schlacht mit einem Wurfspeer durch beide Hüften verwundet worden, so daß er weder reiten noch gehen könne; zum Zeitvertreib pflege er im Nachen zu angeln; darum heiße er Fischerkönig; der Fischer und der lahme König seien eins. Sie forschte weiter, ob er die blutende Lanze, den Gral und den silbernen Teller vorübertragen sah, und fragte, wie er heiße. Da entsann sich der Ritter, den seine Mutter nur als „lieber, schöner Knabe" angeredet, seines wirklichen Namens: Perceval der welsche *(Perceval li galois)*. Das Mädchen aber gab sich als seine Base zu erkennen, die mit ihm zusammen eine Zeitlang im Hause der Mutter aufgezogen worden sei. Perceval habe schwer gesündigt, als er bei seinem Ausritt den Tod der Mutter verschuldete; deswegen habe er die Frage nach Gral und Lanze versäumt und die Heilung des guten Königs, der durch die Frage wieder gesundet wäre, verhindert. Das Schwert, das Perceval von der Nichte des Königs zum Geschenk bekam, habe noch nie Menschenblut getrunken; es werde in der Schlacht zerbrechen und könne nur vom Schmied Trabucet, der es angefertigt, am See Cotoatre wieder hergestellt werden. Hierauf trennte sich Perceval von seiner Base, um die Spur des Ritters, der ihren Freund getötet hatte, aufzunehmen. Es war Orgueillous de la lande, derselbe, dessen Geliebte Perceval einst im Zelt geküßt hatte. Er fand sie, wie sie abgezehrt in traurigem Aufzug hinter ihrem Herren des Weges ritt. Vergeblich warnte sie Perceval vor Orgueillous,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

der heransprengte. Nach hartem Kampf besiegte ihn Perceval und überzeugte ihn von der Unschuld seiner Freundin. Auch Orgueillous mußte sich bei Artus stellen.

AM ARTUSHOFE.

Artus machte sich mit seinem ganzen Gefolge auf, um den roten Ritter selber aufzusuchen. Eines Morgens lagerten sie mit ihren Zelten auf einer Waldwiese. Über Nacht war Schnee gefallen. Perceval, der in der Nähe des Lagers umherritt, sah mit an, wie ein Falke eine Schar wilder Gänse jagte und eine davon verwundete. Drei rote Blutstropfen fielen auf den weißen Schnee. Perceval blieb wie vom Zauber gebannt stehen: das Rot auf dem Weiß erinnerte ihn an Blancheflurs Gesichtsfarben. Artus empfing die Meldung, daß ein fremder Ritter, auf die Lanze gestützt, in der Nähe des Lagers stehe. Sagremor und Keu ritten aus, um ihn anzurufen und zu den Zelten zu laden. Beide wurden von Perceval abgeworfen, Keu brach den rechten Arm. Nun ritt Gauvain hinaus. Die steigende Sonne hatte die Blutstropfen verschwinden lassen und den Zauber gehoben. Perceval sah auf, begrüßte Gauvain und folgte ihm zum Lager, wo König und Königin ihn ehrenvoll aufnahmen. Perceval freute sich, das Mädchen, das einst bei seiner Ankunft gelacht hatte und dafür von Keu gezüchtigt worden war, am Seneschall gerächt zu haben. Der ganze Hof kehrte mit Perceval nach Carduel zurück, um dort seine glückliche Auffindung zu feiern. Schon am nächsten Mittag erschien eine häßliche schwarze Hexe auf einem Maultier, die alle außer Perceval grüßte. Diesen aber verfluchte sie wegen der unterlassenen Frage: der lahme König wäre gesund geworden und hätte sein Land im Frieden beherrscht; nun aber würden blutige Kriege entstehen, Länder verheert werden, Witwen und Waisen ihre Männer und Väter beklagen, viele Ritter müßten sterben und an all diesem Unheil sei Perceval schuld. Der tat den Schwur, nirgends mehr länger als eine Nacht zu rasten und nie einen Zweikampf auszuschlagen, bis er das Geheimnis von Gral und Lanze ergründet. Dann verkündete sie den Artusrittern gefährliche, ruhmvolle Abenteuer. Auf Castel Orgueillous wohnten 570 Ritter mit ihren Damen, hier würde der Kampflustige finden, was er suchte. Der höchste Preis sei auf dem Hügel bei Montesclaire zu erringen, wo eine belagerte Jungfrau zu befreien sei; der Sieger könne das Schwert mit den wunderbaren Gurten *(l'espee as estranges ranges)* anlegen. Gauvain und fünfzig andere Artusritter erklärten sich sofort zu diesen Abenteuern bereit. Da erschien der Ritter Guigambresil aus dem Reich Escavalon und grüßte alle bis auf Gauvain, weil er seinen Herrn, den früheren König, durch unritterlichen Verrat

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

erschlagen habe. Gauvain versprach, binnen vierzig Tagen am Hofe des jungen Königs von Escavalon zu erscheinen, um im gerichtlichen Zweikampf die grundlose Anschuldigung zu widerlegen. Er verließ zuerst den Hof. Nach einem Liebesabenteuer mit einem kindjungen Mädchen gelangte er nach Escavalon, wo ein Vergleich zustande kam. Der Zweikampf wurde auf ein Jahr verschoben, in der Zwischenzeit sollte Gauvain die blutende Lanze suchen, also einen Teil der Aufgabe Percevals übernehmen.

Perceval hatte viele Lande durchfahren und Abenteuer bestanden, ohne die Gralsburg wiederzufinden. Von Büßern, mit denen er eines Tages zusammentraf, wurde er wegen seiner Bewaffnung getadelt; denn heute sei Karfreitag. Sie wiesen ihn zu einem in der Nähe wohnenden Einsiedler, um zu beichten und zu büßen. Er bekannte ihm, daß er einst beim Fischerkönig gewesen, ohne nach Gral und Lanze zu fragen. Als er seinen Namen nannte, sagte der Einsiedler, daß der von ihm verschuldete Tod der Mutter ihn verhindert habe, zu fragen; doch habe ihr Gebet ihn am Leben erhalten. Der Einsiedler war der Mutterbruder Percevals, der Vaterbruder des Fischerkönigs. Der Vater des Fischerkönigs fristete seit zwanzig Jahren sein Leben allein durch die Hostie, die ihm täglich im Gral dargebracht wurde, Ein so heilig Ding *(tant sainte chose)* ist der Gral und so geistig *(espiritax)* der alte Mann. Dann gab er Perceval allerlei geistliche Ratschläge und raunte ihm ein wunderkräftiges Gebet ins Ohr, das er nur in schwerster Gefahr sprechen solle. Zwei Tage weilte Perceval bei seinem Ohm und empfing zu Ostern Ablaß und Abendmahl.

Der letzte Teil in Kristians Gedicht gehört Gauvain, seiner Liebschaft mit der schönen Orgueillouse und dem Abenteuer von Castel Orgueillous, der verzauberten Burg, worin seine eigne Mutter und Schwester und die längst verstorbene Mutter des Artus weilten. Gauvain sandte Botschaft zu Artus, der ihn bereits tot gewähnt hatte.

Damit bricht Kristians Gedicht ab.

Kristians Erzählung ist auf Spannung angelegt, die im ungeschriebenen Schlußteil gelöst werden sollte. Das unvollendet hinterlassene Gedicht ließ viele Fragen offen und ermöglichte viele Auslegungen, die sich besonders um Gral, Silberteller und Lanze drehen. Die angesagten und angesponnenen Abenteuer regten zu langen Fortsetzungen an. Da kein Fortsetzer in Kristians Pläne eingeweiht oder mit seinen Quellen bekannt war, da keiner ihm an dichterischer Begabung und Erfindung gleichkam, so verlief die französische Perceval-Graldichtung des Mittelalters trotz ihres ungeheuren Umfangs doch im leeren

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Sande. Wir vermissen eine zielbewußte, aus Kristians Andeutungen heraus klar erfaßte und sicher zu Ende geführte, überflüssige Abschweifungen und Zusätze vermeidende Fortführung, die sich auf die nötigsten Ergänzungen beschränkte, um die dem ursprünglichen Dichter vorschwebende Absicht einigermaßen zu erreichen. Wir müssen genau feststellen, was Kristian selber unter Gral, Silberteller und Lanze verstand, wie er sein Gedicht anlegte, welche Quellen er benützte. Zunächst der so geheimnisvolle, von Kristians Nachfolgern zum Heiltum erhobene Gral! Kristian spricht von einem Gral und gebraucht das südfranzösische, in Nordfrankreich und im Ausland unverständliche Wort *graal* = Schüssel, Gefäß. Die Fortsetzer und Bearbeiter, auch Wolfram, verstehen Gral als Eigennamen: bei ihnen heißt es also der Gral! Kristians Bericht läßt nicht den mindesten Zweifel über die Vorstellungen, die er mit seinem Gral verknüpfte: er ist ein Hostienbehälter, ein zur Aufbewahrung des Weihbrotes bestimmtes Gefäß, das die kirchliche Sprache als *capsa, ciborium, pyxis* unter den Altargeräten aufzählt. Kristian denkt sich die Hostie dem alten König als Wegzehrung dargebracht, wie bei der Krankenspeisung, die der Priester dem bettlägerigen Siechen, der die Messe nicht mehr besuchen kann, an sein Lager bringt. Die Hostienbehälter sind in den mittelalterlichen Kirchen entweder über dem Altar aufgehängt oder als Standgefäße auf den Altar gestellt worden. Und im letzteren Sinne ist der Gral gedacht. Die Hostienbehälter sind walzenförmige Büchsen oder Dosen aus Gold oder Silber, mit Edelsteinen verziert und mit einem Deckel versehen. Die Standgefäße haben einen kelchartigen Fuß und werden im Gegensatz zum Weinkelch als Speisekelche bezeichnet. Aus gotischer Zeit besitzen wir mehrere solcher mit einem turmartigen Deckel versehene Speisekelche. In der romanischen Zeit haben wir einen einfachen gewölbten oder flachen Deckel über dem Kelch zu denken. So wird Kristians Hostiengral zuerst bedeckt, hernach unbedeckt durch den Saal getragen, wahrscheinlich um die einzelnen Gänge der weltlichen Mahlzeit durch seine Gegenwart zu segnen, wie die katholische Kirche noch heute am Ostertag weltliche Nahrungsmittel, die zum Hochamt in die Kirche gebracht werden, zu weihen pflegt. Der als Schaugefäß umhergetragene Gral ist ein Vorläufer der Monstranz, die mit dem Fronleichnamsfest 1264 aufkam. Der Silberteller, den eine Handschrift als Silbertafel bezeichnet, ist nicht die für die Meßliturgie wichtige Patene, der Brotteller; denn ein solcher kommt bei der letzten Zehrung nirgends vor. Kristian denkt sich wahrscheinlich einen silbernen Untersatz, eine Tafel, auf die, wie auf einen Tragaltar, der Gral gestellt wurde, um ihn nicht zu entweihen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Somit ist Kristians Gral, sofern wir unbefangen und vorurteilslos seine Angaben verstehen, nichts anderes als ein Altargerät mit durchaus verständlicher Bedeutung, aber ohne besondere Geheimnisse, ohne Vorgeschichte, ohne Legende. Diesem Gefäß kommen keinerlei andere Eigenschaften zu, als jedem zur letzten Wegzehrung gebrauchten Hostienbehälter. Merkwürdig ist nur der Umstand, daß dem Vater des Fischerkönigs die Hostie nicht durch einen Priester, sondern durch eine Jungfrau dargebracht wird. Diese Erfindung kann durch bildliche Darstellungen der Kirche, einer Frauengestalt mit dem Kelch in der Hand, veranlaßt worden sein. Im Gegensatz zu Gral und Silberteller werden Schwert und Lanze ohne Feierlichkeit hereingebracht. Vermutlich gehören sie zusammen und weisen auf ein ritterliches Abenteuer, vielleicht auf Blutrache, die Perceval vollziehen sollte. Wolfram und auch französische Fortsetzer meinten, die Lanze habe die Wunde des lahmen Königs (Anfortas) geschlagen. Aber Kristian vermerkt ausdrücklich, daß der König durch einen Wurfspeer (javelot), also nicht durch die weiße Lanze, verwundet worden sei. Die Frage, warum die Lanze blute, bleibt für uns ungelöst und unlösbar. Weder Kristian noch Wolfram noch Robert, dem es besonders nahe gelegen wäre, sehen im blutenden Speer das im Mittelalter so berühmte Heiltum der Christuslanze. In diesem Falle müßte sie bereits bei Kristian in engster Verbindung mit dem Gral erscheinen, was nicht zutrifft.

Schon im „Karrenritter" (Lanzelot) hatte Kristian Gauvain, der in den ältesten Quellen zum Hofe des Königs Artus gehört und als die Blüte der Ritterschaft gilt, als zweiten Helden in die Erzählung eingeflochten. Ebenso verfuhr er in seinem letzten Gedicht, wo vom Artushofe ab Gauvains Fahrten in den Vordergrund treten, wo er sich mit der Suche nach der blutenden Lanze sogar neben Perceval stellt, ob mit oder ohne Erfolg bleibt ungewiß. Mit dem dritten Abschnitt, mit der durch die Hexe angesagten Abenteuerreihe, hebt ein neuer Teil der Erzählung an. Kristian gab damit Anlaß zu den uferlosen Gralsuchen der französischen Prosaromane, die alle am Artushof anfangen und die Gralsburg sich zum Ziele nehmen, womit eine sinn- und zwecklose Anhäufung nebenher laufender Kämpfe und Abenteuer sich verbindet.

Kristians zwei Hauptgeschichten, die Gralsburg und Castel Orgueillous, entstammen dem bretonischen Märchen. Im verwunschenen Schloß, worin eine arme Seele wegen ihrer Sünden umhergeistert, das am andern Morgen nach dem abendlichen Mahle wie ausgestorben daliegt, muß der berufene Erlöser fragen. Geheimnisvolle Gegenstände, Gral und Lanze, sind dazu bestimmt, die Frage nach ihrer Bedeutung hervorzurufen. In den Märchen herrscht aber auch oft das Gebot des

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Schweigens. Die zwei einander widersprechenden Formeln des rechtzeitigen Redens und Schweigens sind von Kristian in geistvoller Weise mit den Anstandsregeln der höfischen Gesellschaft, die neugieriges Fragen verbot, verknüpft und bringen Perceval in Gewissensnöte, aus denen er keinen Ausweg findet, so daß er sein Glück verscherzt. Zum Märchen gehören die Personen, die der Ritter auf seiner Fahrt antrifft, die ihm den Weg weisen oder Aufschlüsse über das Abenteuer erteilen, Gornemant, die jungfräuliche Witwe und der Einsiedler. Diese Gestalten sind mit der Gespensterburg unzertrennlich verbunden. Einige Nachfolger Kristians haben das Märchen richtig erkannt und sogar mehr betont, so der unbenannte französische Fortsetzer und Heinrich von dem Türlin mit Gauvains Erwachen auf einsamem Feld und dem Verschwinden der Burg, so daß das Erlebnis wie ein nächtiger Traum erscheint. Kristian hat das Märchen mit bewußter Absicht und freier Umbildung in die ritterlich-höfische Umwelt versetzt und ihr angepaßt, die volkstümliche Grundlage literarisch fortgebildet. Zum Märchenstil stimmt die Namenlosigkeit vieler Personen bei Kristian, die nicht nur der zu erregenden Spannung wegen, sondern auch der ursprünglichen Darstellung zufolge sich geltend macht. Gral und Lanze aber werden durch die Märchenformel nicht erklärt, sie scheinen vielmehr absichtlich neu hinzugefügt worden zu sein. Das Märchen verlangte als Abschluß einen zweiten erfolgreichen Besuch des Erlösers, der den Zauber brach und sich in Besitz der Burg setzte. Diesem Ausgang strebten auch alle Nachfolger Kristians zu, freilich mit umständlichen, die Schlußwirkung abschwächenden Zusätzen. Wer ohne viel Umschweife Perceval rasch zum Ziele führte, wie Wolfram, traf wahrscheinlich Kristians Absicht am besten. Märchenhaft ist auch die Ausfahrt des törigen Knaben nach dem Glück, in Kristians Umbildung nach der Ritterschaft. Bei dieser Ausfahrt spielen, wie schon im Ruodliebroman, die guten Ratschläge der Mutter eine wichtige Rolle. Man kann den ersten Abschnitt als eine Mischung aus Märchen und Novelle bezeichnen, die mit Artus verbunden ward, so daß ein wirklicher Ritterroman entstand. Gauvains Abenteuer in Castel Orgueillous ist die in bretonischen Romanen, von Kristian selber schon im Karrenritter behandelte Fahrt ins Reich des Todes, um die dorthin Entführten ins Leben zurückzuholen. Die schwarze Hexe, Wolframs Kundrie, die das Abenteuer ansagt, ist im ursprünglichen Märchen die Botin aus dem Reiche der Toten. Mit der Gralsburg hat sie erst Wolfram in unmittelbare Beziehung gesetzt. Aber auch er berichtet, daß sie noch abends in Schastel Marveile, nicht in der Gralsburg sein müsse. Die schaurigen Grundzüge der Sage sind beim Wunderschloß noch mehr zu ritterlichen Abenteuern gewandelt als bei der verwunschenen Gralsburg.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

In Kristians Gedicht erkennt man eine deutliche Steigerung: der törige Knabe zieht aus, um Ritter zu werden, er erringt Belrepaire und Blancheflur und hat damit eigentlich das Ziel seiner Wünsche erreicht. Aber jetzt erscheint die geheimnisvolle Burg mit dem Gral, dem Percevals weiteres Streben gilt. Höher als Rittertum und Minne steht die Heilung des kranken Königs auf der Gralsburg — das ist Kristians Leitgedanke bei Anordnung und Erfindung seiner Erzählung.

Kristian beruft sich für seine Erzählung auf ein Buch und auf einen Auftraggeber, den Grafen Philipp von Flandern (1168—90).

Donc avra bien sauve sa peinne
Crestiens qui antant e peinne
a rimoier le meillor conte
par le commandement le conte
qui soit contez an cort real:
ce est li contes del graal
don li cuens li bailla le livre.

„So wird Kristian seine Mühe wohl angewandt haben, der sich auf Geheiß des Grafen bestrebt und bemüht zu reimen die beste Geschichte, die jemals am königlichen Hofe erzählt ward: die Geschichte vom Gral, wozu der Graf ihm das Buch übergab."

Nach den literarischen Zuständen Frankreichs um 1180 ist es völlig ausgeschlossen, daß Kristian eine ihm vorgelegte Prosaerzählung einfach in Reime umsetzte. Denn damals gab es noch gar keine Prosaromane in französischer Sprache. Ein lateinisches Buch ist noch unwahrscheinlicher, weil die lateinische Literatur des Mittelalters für den Gral gänzlich versagt. Kristians Arbeitsweise war in seinem letzten Werk sicher nicht anders als in seinen früheren, wo sein Verhältnis zur Überlieferung durchaus frei und selbständig erscheint. Von vornherein darf die Versetzung in die Umwelt des Artushofes als Kristians Eigentum angesprochen werden. Mithin bleiben nur Märchen und Novellenmotive übrig, die er sich aneignete und umgestaltete. Hat der Graf Philipp ihm etwa die Aufgabe gestellt, eine Aufzeichnung (?) des Gespenstermärchens von der verwunschenen Burg zum Ritterroman umzuschaffen? Warum aber nennt der Dichter dann sein Gedicht die Erzählung vom Gral *(le conte del graal)*? Soll damit gesagt sein, daß der Gral schon in der Vorlage vorkam? Bei Kristian ist der Gral selber von keiner großen Bedeutung, nicht Ziel, sondern nur Mittel der Handlung, die zur Erlösung der Burg von dem auf ihr lastenden Fluche hinstrebt. Der Gral ist gar nicht irgendwie geheimnisvoll. Die zu stellende Frage lautet nicht: was ist der Gral, sondern: wen bedient

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

man mit dem Gral. Die Antwort ist: den alten König mit der im Gral dargebrachten Hostie. Kein Anzeichen deutet darauf hin, daß Kristian irgendwelche Vorgeschichte dieses Hostienbehälters plante. Die Hervorhebung des Grales ist nur dadurch verständlich, daß die Frage nach seiner Bestimmung beim ersten Besuch unterbleibt. Mit demselben Recht könnte man die Sagen von versunkenen Schätzen, die mit Hilfe einer Schlüsselblume gefunden werden, Geschichten von der Wunderblume nennen, oder den „Heinrich von Ofterdingen" von Novalis als die Geschichte von der blauen Blume bezeichnen. Noch näher liegt E. T. A. Hoffmanns „Märchen vom goldenen Topf". Aus alledem ist zu schließen, daß „*li contes del graal*" nicht aus der Quelle stammt, sondern von Kristian gewählt wurde, um dadurch auf den im wichtigsten Auftritt vorkommenden Gegenstand schon im Titel nachdrücklich hinzuweisen. Daß der Graf Philipp ihm ein wirkliches „Gralbuch" zur Bearbeitung gab, ist unwahrscheinlich. Dann müßte der Gral auch bereits eine eigene Geschichte gehabt haben, von der bei Kristian noch keine Spur vorhanden ist und die dem Hostienbehälter erst später zuwuchs. Weshalb er den Hostienbehälter mit dem südfranzösischen Wort Gral benannte, ist rätselhaft. Wort und Titel verhalfen dem Gral zu ungeahnter Entfaltung: die Nachfolger nahmen den Gral viel wichtiger als Kristian, ja sogar als Hauptsache und erfanden ihm eine besondere Vorgeschichte. Wolfram freilich und die norwegischen, englischen und kymrischen Übersetzer von Kristians Gedicht benannten die Erzählung gar nicht nach dem Gral, sondern nach dem Helden: Kristians „*contes del graal*" ward Wolframs Parzival!

JOSEF VON ARIMATHIA

von Robert von Boron.

Robert von Boron erzählt in seinem „Josef" die Geschichte des Kelches, den der Heiland beim Abendmahl benutzte und der nach der Kreuzigung zur Aufnahme des aus den Wunden strömenden Blutes diente. Der erste Teil behandelt die Einsetzung der Messe, die von diesem Kelch abgeleitet wird.

Christus nahm mit seinen Jüngern im Hause Simons das Abendmahl. Judas führte die Feinde heran, die Christus gefangen nahmen. Ein Jude fand das Gefäß, in dem Christus das Sakrament vollzog, und brachte es zu Pilatus. Josef von Arimathia, der mit fünf ritterlichen Mannen lange Jahre dem Landpfleger gedient hatte, erbat sich zum Lohn den Leichnam Christi. Pilatus schenkte ihm dazu das Gefäß. Als Josef mit Nicodemus die Wunden des Gekreuzigten wusch, floß Blut heraus.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Das sammelte er in diesem Gefäß und bewahrte es in seinem Hause. Nach Christi Auferstehung beschuldigten die Juden den Josef, er habe den Leichnam beiseite geschafft, und warfen ihn in einen unterirdischen Kerker. Dem Gefangenen erschien Christus in blendendem Glanze und brachte ihm zum Troste das kostbare Gefäß. „Wisse," sprach er, „daß kein Meßopfer geschehen wird, ohne daß man sich deiner erinnert. Wie du mich vom Kreuze nahmst und ins Grab legtest, so wird man mich auf den Altar legen. Das Tuch, in das du mich gehüllt hast, wird Korporale heißen. Das Gefäß, das mein Blut aufnahm, wird Kelch genannt werden, und die Patene, die man darüber deckt, wird den Stein bedeuten, womit du das Grab verschlossen hast. Alle, die künftig dieses Gefäß schauen, werden davon Erfüllung ihres Herzens und dauernde Freude haben." Darauf schied der Herr unter tröstlichen Verheißungen, und Josef blieb in seinem Kerker lebendig begraben. Nach langen Jahren wurde Vespasian, der Sohn des römischen Kaisers, vom Aussatz befallen. Man verschloß ihn in einem Turm, der nur ein einziges Fensterchen hatte, durch das man ihm seine Speise reichte. Da kam ein Pilger aus Judäa nach Rom und erzählte von den Wundertaten des großen Propheten Jesus von Nazareth, den die Juden ans Kreuz geschlagen hätten: der würde sicher, wenn er noch lebte, den Kaisersohn geheilt haben. Sogleich schickte der Kaiser Gesandte an Pilatus und ließ nachforschen, ob sich nicht ein Gegenstand fände, der im Besitze des Propheten gewesen sei. Eine Frau namens Verrine (Veronika) bewahrte das Schweißtuch, worauf sich das Antlitz Jesu abgedrückt hatte. Das zeigte man dem eingeschlossenen Kaisersohn durch das Fensterlein, und sofort war er gesund. Zum Danke dafür machte er sich mit einem Heere nach Jerusalem auf, um Christi Tod zu rächen. Er bestrafte die Hauptschuldigen mit dem Tode und verkaufte die übrigen, je dreißig um einen Silberling. Bei dieser Gelegenheit ward die Gewalttat ruchbar, welche die Juden an Josef von Arimathia begangen hatten. Vespasian ließ sich selber an einem Seile in den Kerker hinab und fand den verschollenen Josef lebend, ohne Speise und Trank, in himmlischer Klarheit.

Der zweite Teil behandelt die Begründung der Gralstafel und die Ausbreitung des Graldienstes.

Josef sammelte eine Gemeinde um sich und zog mit ihr in ein fernes Land. Sie bebauten das Feld und lebten lange Zeit in Wohlstand, bis die Sünde der Üppigkeit bei ihnen einzureißen begann. Von da an mißglückten alle ihre Anstrengungen und Hungersnot bedrängte sie. Josef warf sich vor dem heiligen Gefäß auf die Knie und bat den Herrn um Hilfe. Da befahl ihm eine Stimme, die Unreinen von den Reinen auszuscheiden. Auf göttliches Geheiß bereitete er nach dem Vorbild der Abendmahls-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

tafel eine Tafel, in deren Mitte das heilige Gefäß gestellt wurde. Josefs Schwager Hebron (Bron) ging zu einem Wasser und fing einen Fisch; der wurde dem Gefäß gegenübergestellt. Dann setzte sich das Volk an die Tafel. Zwischen Josef und Hebron wurde ein Platz leer gelassen; der bezeichnete den Sitz des Judas am Tische des Herrn. Alsbald empfanden die Reinen beim Anblick des Gefäßes Süßigkeit und Erfüllung ihres Herzens; die Unreinen aber empfanden nichts und gingen beschämt hinweg. Das war die Probe des Gefäßes. Die Unbegnadeten fragten einen Mann namens Petrus, wie man das Gefäß benenne, das ihnen so angenehm sei *(tant vous agree)*. Petrus erwiderte: „es wird mit Recht Greal genannt, denn keiner wird den Greal sehen, dem er nicht angenehm sein wird *(qu'il ne li agree)*". Von da ab hieß das Gefäß Greal oder Graal, und die Gemeinde versammelte sich täglich um die dritte Stunde zum Gralsdienst. Ein falscher Jünger namens Moses drängte sich einmal an die Tafel heran und setzte sich auf den leeren Platz des Judas. Sofort verschlang ihn die Erde und eine Stimme rief, dieser Platz solle leer bleiben, bis dem Sohne Hebrons ein Sohn geboren werde; dem sei der Platz bestimmt. Hebron bekam im Laufe der Zeit mit seiner Frau zwölf Söhne, die alle Gott dienten. Elf freiten, der zwölfte, Alain, wollte unbeweibt bleiben. Josef betete vor dem Gefäß und fragte den Herrn, was seinem Neffen bestimmt sei. Da sprach eine göttliche Stimme zu Josef: „Erzähl ihm, wie du dieses Gefäß erhieltest und mein Blut darin sammeltest, wie ich dich im Kerker tröstete. Wo er hinkommt, soll er von Christus reden. Ein männlicher Erbe wird von ihm abstammen, der soll dies Gefäß einst bewahren. Er wird über seine Brüder herrschen und nach Westen ziehen, in weiteste Ferne. Auch Petrus wird nach den Tälern von Aavalon ziehen und dort auf Alains Sohn harren." Alain zog mit seinen Brüdern in die Ferne und predigte überall den Namen Jesu Christi. Vor seinem Aufbruch sah Petrus noch die Amtseinweisung Hebrons. Josef übergab seinem Schwager das Gefäß und lehrte ihn dabei die geheimen Worte, die Christus im Kerker zu ihm gesprochen hatte. Wegen des Fisches, den er fing, als der Gralsdienst begann, ward er der reiche Fischer genannt. Auch Hebron sollte gen Westen fahren und bleiben, wo es ihm gefalle. Der gute Fischer zog fort und Josef blieb im Lande zurück, wo er geboren ward. Er starb bald nach Übergabe des Grales.

Der Leitgedanke des Robertschen Gedichtes tritt klar hervor: die Geschichte des Grales, der als Meßkelch aufgefaßt wird, und der ersten Christengemeinde unter Josef. Ausgangspunkt die-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ser Deutung ist Kristians Gral als Hostienbehälter *(tant sainte chose est li graals)*. Robert bleibt in Kristians Gedankenkreis: der Gral ist ein Altargerät, das aber von der Brot- oder Evangelienseite, d. h. von der linken Hälfte des Altars auf die rechte, auf die Wein- oder Epistelseite verlegt wird. Links steht die Hostienbüchse, der Speisekelch, rechts der Weinkelch. Der Gral ist zum Kelch gewandelt, der nicht mehr den Leib, sondern das Blut Christi birgt. Robert hätte Kristians *„Conte del graal"* in *„Conte del calice"* umtaufen können, mit mehr Recht, weil jetzt wirklich der Gral Mittelpunkt und Hauptsache der Erzählung ward. Das Bindeglied zwischen Kristian und Robert ist eigentlich nur das Wort Gral, ursprünglich ein Nennwort für den Behälter, jetzt zum Eigennamen des „veissel", des Gefäßes, d. i. Kelches, geworden. Wenn bei Kristian die Frage lautete: „wen bedient man mit dem Gral" *(cui on en servoit)*, so wird jetzt umgekehrt dem Gral gedient:

2681 *car quant a ce greal iroient,*
sen service l'apeleroient.

„Wenn sie zum Gral gingen, nannten sie es ihren Dienst." Die Krankenspeisung, die Wegzehrung Kristians ward zur Messe, zum Hochamt, zum Liebesmahl der Gemeinde nach der kirchlichen Vorschrift.

Hierzu erfand Robert eine förmliche Legende vom Gral, der nicht nur der liturgische Meßkelch, sondern ein Heiltum ward. Aus zwei Quellen stammt die im ersten Teil des Gedichtes vorgetragene Auffassung. Seit dem 9. Jahrhundert kennen wir Bilder der Kreuzigung mit einem kelchartigen Gefäß zu Füßen des Kreuzesstammes, um das aus den Wunden Christi strömende Blut aufzufangen. In kirchlichen Schriften des 10. Jahrhunderts, bei dem Patriarchen Germanos in Byzanz, begegnet die mystisch-symbolische Auslegung, die den Meßkelch als Vertreter dieses Blutgefäßes erklärt. Frühzeitig verband sich mit dem Kelch unter dem Kreuze der Gedanke an einen besonderen Träger. Nach der Sage war Adam unter dem Kreuze begraben und wurde von dem herabträufelnden Blute wieder zum Leben erweckt. Das Triumphkreuz von Wechselburg in Sachsen, ein herrliches Schnitzwerk um 1225, zeigt den Erlöser am Kreuz; eine ehrwürdige Mannesgestalt am Fuße des Kreuzes, der seinem Grabe entsteigende Adam, empfängt im Meßkelch das heilige Blut.

An Adams Stelle ist bei Robert Josef der Bewahrer des heiligen Blutes. Hierfür ist die *„Gemma animae"* des Honorius von Augustodunum aus dem 12. Jahrhundert Quelle, die den Meßpriester mit dem

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Kelch als einen Stellvertreter Josefs bezeichnete. Wenn der Diakon den Kelch erhebt, auf den Altar setzt und mit einem Tuche bedeckt, so stellt er Josef von Arimathia vor, der Christi Leib herabnahm, sein Antlitz mit dem Schweißtuch verhüllte, ins Grab legte und mit dem Stein bedeckte. Hier bedeutet der Kelch das Grab, die Patene (der Silberteller) den Stein, der das Grab verschloß. Die Einsetzungsworte der Messe, die Robert im ersten Abschnitt Christus in den Mund legt, sind der Schrift des Honorius entlehnt.

Robert verband also die Vorstellungen des Kelchträgers und Josefs von Arimathia mit dem Meßkelch, der zur heiligsten Reliquie erhoben ward: Abendmahlskelch, Blutbehälter, ein Heiltum aus den Tagen, da Christus lebte und starb! In dieser geschlossenen Vollständigkeit übertrifft der Gral alle sonst im kirchlichen Glauben vorkommenden heiligen Gefäße, die mit Abendmahl oder heiligem Blut zusammenhängen. Robert ist der eigentliche Schöpfer der dichterischen Gralssage, die vor ihm nicht vorhanden war und erst mit seinem Werk in Erscheinung trat.

Die Vorlagen zum zweiten Abschnitt sind aus jüdischen und christlichen, alt- und neutestamentlichen Bestandteilen zusammengesetzt. Dem Verfasser schwebt eine Geschichte der ersten Christengemeinde vor, mit deren Schicksalen Einzelheiten vom Auszug der Israeliten aus Ägypten verwoben sind. Hier wie dort steht ein Priestergeschlecht mit einem Heiligtum im Mittelpunkt, für Bundeslade und Stiftshütte treten Gral und Abendmahlstafel ein. Die Stimme des heiligen Geistes gebot Josef, nach dem Vorbild der Abendmahlstafel eine zweite ähnliche aufzustellen und den Gral darauf zu setzen. Hebron soll einen Fisch fangen und dem Gral gegenüber auf die Tafel legen. Zur dritten Tagesstunde, zur Zeit der Messe, versammelte man sich zum Dienste, der allen Teilnehmern wie das biblische Manna geistige und leibliche Nahrung spendete. Der Gral übt die Wirkung unsagbarer Befriedigung *(ineffabilis sanctificatio)* wie die Kommunion. Gral und Fisch bedeuten Wein und Brot. Der Fisch gehört zu den ältesten Sinnbildern des Sakramentes der Eucharistie, er ist auf Grund einiger Bibelstellen das Bild Christi. Josef spendet mit dem Gral den Kelch, das Blut Christi, Hebron, der reiche Fischer, mit dem Fisch den Leib oder das Fleisch Christi. Der „Reiche Fischer" Kristians wird jetzt zu mystischer Bedeutung erhoben. Hier bot sich neben dem Gral ein zweiter Anknüpfungspunkt für Roberts eigene, neue und selbständige Auslegungen. Auch der leere Sitz hat sein Vorbild in den Verbrüderungen und christlichen Liebesmahlen. Josef, der Gralshüter, Hebron, der reiche Fischer, beide an der Spitze einer Brüdergemeinde, von der die zwölf Söhne Hebrons als Sendboten

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ausziehen — das alles fügt sich zu einem wirkungsvollen Gesamtbild von tiefsymbolischer Bedeutung, wodurch aber Kristians Gedicht keineswegs erklärt, vielmehr willkürlich und selbständig ausgelegt und mit Geheimnissen belastet wird, an die Kristian selber nicht im entferntesten dachte. Die Aufstellung von drei aufeinander folgenden Gralshütern — Josef, Hebron, Hebrons Enkel (Alains Sohn) — ist ein Gleichnis der Dreieinigkeit. Hebron muß so lange leben, bis sein Enkel ihn gefunden; mit diesem wird die Gralsherrschaft ihren glanzvollen Abschluß erhalten.

Für Robert haben wir Bekanntschaft mit einem bestimmten Kreis biblischer Schriften und Vorstellungen, ungewöhnliche geistliche Gelehrsamkeit vorauszusetzen, zugleich die Fähigkeit, sein Wissen in dichterischen Bildern und Vorgängen zu gestalten.

Robert plante eine große umfangreiche Dichtung, die mit dem Enkel Hebrons endigen sollte. Er kam nicht über den „Josef" hinaus, dem er später einen „Merlin" hinzufügte, mit dem Anschluß an Artus hergestellt werden sollte. Sein Gedicht ist keine Einleitung zu Kristians *Conte del graal,* etwa so, daß Perceval als Hebrons Enkel erschienen wäre. Ihrem Inhalt und ihrer Anlage nach steht diese Geschichte des Grales ganz selbständig da. Roberts Gedicht blieb wie das Kristians unvollendet und regte ebenfalls zu allerlei Fortsetzungen an, die durchaus nicht im Geiste des Urhebers ausfielen. Kristians Geschichte vom Gral und Roberts Josef wurden aber die Grundpfeiler der französischen Gralsdichtungen des 13. Jahrhunderts, deren Verfasser weitschweifige Fortsetzungen und Ergänzungen erfanden und die Vorgeschichte des Grales mit Percevals Gralssuche, den weltlichen Ritterroman mit der geistlichen Legende zu verbinden suchten. Die Bemühungen scheiterten daran, daß die Nachfolger weder Kristians noch Roberts Quellen kannten, daß sie nicht imstande waren, aus den Andeutungen heraus ihre Absichten richtig zu erraten, daß sie an dichterischer Begabung hinter ihren beiden unerreichten Vorbildern weit zurückstanden.

Die französischen Gralromane des 13. Jahrhunderts zerfallen in zwei Gruppen: Versromane und Prosaromane. Um 1230 vollzieht sich der Übergang vom Versgedicht zum Prosaroman. Die Versgedichte stehen alle untereinander in nachweisbarem Abhängigkeitsverhältnis; ebenso die Prosaromane, die von der Gesamtmasse der Versgedichte ausgehen und ihre Länge, Unübersichtlichkeit und Verworrenheit vornehmlich ihrer Hauptquelle, der Gesamtausgabe des Kristianschen Gedichtes mit allen seinen widerspruchsvollen und unvereinbaren Fort-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

setzungen, verdanken. Die Romanschreiber waren nicht mehr imstande, die ungeheure Stoffmasse zu bändigen, zu übersehen und zu klar fortschreitender Handlung zu formen.

Die Versgedichte sind Fortsetzungen zu Kristians unvollendetem Werk. Zur Zeit von Wolframs Parzival gab es noch keine Fortsetzung. Heinrich von dem Türlin um 1215 kannte bereits die erste Weiterführung durch einen ungenannten Verfasser, dessen Arbeit etwa um 1210 erschien. Dieser beschäftigte sich vornehmlich mit den Fahrten Gauvains, dem ja bereits bei Kristian die Suche nach der blutenden Lanze zugewiesen ist und der deshalb auch auf die Gralsburg gelangt. Die blutende Lanze ward als der Speer gedeutet, der Christi Seite am Kreuz durchstach. Somit trat er mit dem Gral, wie ihn Robert auslegte, als Heiltum aus den Tagen Christi in unmittelbarste Verbindung. Die heilige Lanze bleibt aber in den mittelalterlichen Gedichten nur ein äußerliches Anhängsel des Grales ohne besondere Sage. Auch in den Gedichten, die sich näher damit beschäftigen, wirkt die Christuslanze immer wie ein Fremdkörper, eine spätere Zutat ohne inneren Zusammenhang mit dem so viel wichtigeren Gral. Robert von Boron wäre wohl befähigt gewesen, zwischen Gral und Lanze ein festes Band zu schlingen; aber er schaltete sie ja vollkommen aus. Die beiden nächsten Fortsetzer, Wauchier de Denain und Manessier, schrieben zwischen 1220 und 30. Derselben Zeit gehört der dritte, Gerbert, an. Der Plan der Erzählung war allen gleichmäßig vorgezeichnet: sie konnten entweder Gauvain oder Perceval durch eine Reihe von mehr oder weniger gleichgültigen Abenteuern zur Gralsburg geleiten, also einen Gauvain- oder Percevalroman schreiben, der seinen Höhepunkt im Besuch der Gralsburg fand. Endlich kam auch noch eine aus Andeutungen über Percevals Vater erfundene kurze Einleitung hinzu, so daß sich die Gesamtzahl der Verse des ganzen Gralromanes, der seit 1230 handschriftlich verbreitet wurde, auf mehr als 60 000 Verse beläuft. Da diese Gedichte, mit Ausnahme des unbenannten Fortsetzers bei Heinrich von dem Türlin, zunächst keine Wirkung auf die deutsche Literatur ausübten, da sie auch keinerlei wesentliche Bereicherung der Sage von Perceval und dem Gral enthalten, so mag hier die flüchtige Erwähnung genügen. Der Gralroman in dieser Sammelausgabe ist aus den verschiedenartigsten Bestandteilen zusammengestellt, entbehrt jeder künstlerischen Geschlossenheit, ist unübersichtlich, überladen und widerspruchsvoll. Aus dem Wuste der Fortsetzungen leuchtet Kristians Gedicht um so heller hervor.

Die Prosaromane sind noch unerquicklicher und weitschweifiger. Man muß ihre wenigen Vorzüge mühsam heraussuchen. Den Reigen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

eröffnete um 1230 der dreiteilige Josef-Merlin-Perceval, in den zwei ersten Abschnitten eine Prosaauflösung von Roberts Gedicht, im „Perceval" ein unglücklicher Versuch, die Geschichte Percevals nach Kristian und Wauchier mit Roberts Josef in Einklang zu bringen. Der nächste Romanschreiber verkehrt den Namen des Helden in Perlesvax. Er beruft sich mit großer Wichtigkeit auf ein Buch, das Josefus auf Befehl einer Engelstimme schrieb. Das lateinische Buch ward in einem Gotteshause auf der Insel Avalon gefunden und ins Französische übersetzt. Hier wird die Gralfahrt im Bilde einer Eroberung, wie sie dem Zeitalter der Kreuzzüge nahe lag, dargestellt: eine geweihte Stätte ist in die Hände der Heiden gefallen und wird durch einen tapferen christlichen Helden, Perlesvax, wiedergewonnen. Um 1250 entstand die *„Queste del saint Graal"*, worin die Gralsgeschichte Roberts maßlose Erweiterungen erfuhr. Am wichtigsten ist die Schöpfung eines neuen Gralsuchers, Galahad (der Name entstammt dem alten Testament) neben Perceval. Galahad ist der Stellvertreter Christi in ritterlicher Gestalt, der reine makellose Held, während Perceval doch auch weltliche Neigungen hat. Der Verfasser der Queste ist ein Geistesverwandter Roberts. Sein Galahad hätte durchaus dem geistlichen Grundgedanken sich gefügt und könnte zwanglos als Hebrons Enkel, Alains Sohn, gelten. Aber der Romanschreiber wagte nicht, mit der Überlieferung gründlich aufzuräumen oder sie sinngemäß umzudichten. Galahad ist Lancelots Sohn und Perceval bleibt nach wie vor der Gralsucher und Gralfinder. Der ungeheure Stoff belastet den Urheber der Queste dermaßen, daß er seinem Helden nicht gebührend zum beherrschenden Mittelpunkt einer völlig zu erneuernden Handlung durchzusetzen vermochte. So bleibt es bei einigen eindrucksvollen Auftritten z. B. zu Beginn, wie Galahad am Pfingsttage in der roten liturgischen Farbe der Pfingstwoche, von einem weißgekleideten priesterlichen Manne geleitet, an der Tafelrunde erscheint wie der auferstandene Erlöser den Jüngern. Der Gral ist zur Schüssel *(escuele)* geworden, in der Jesus mit seinen Jüngern das Osterlamm aß. Man nennt sie den heiligen Gral. Die Kreuzfahrer hatten 1204 die Reliquie der Abendmahlschüssel aus Byzanz nach Troyes entführt; sie bestand aus einem in Silber gefaßten Marmorbecken. Um 1260 folgte endlich die *„Estoire del saint Graal"*, eine Erneuerung von Roberts Josef als Einleitung zur Queste. So war Kristians Percevalroman unter der Einwirkung des Titels *„li contes del graal"* durch Robert und die Verfasser der Queste und Estoire zu einer wirklichen Geschichte des Grals geworden, der sich vom Hostienbehälter zum Abendmahlskelch und zur Abendmahlschüssel mit reicher Sage gewandelt hatte.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

WOLFRAMS PARZIVAL.

Seine einzige Vorlage war Kristians unvollendetes Gedicht, zu dem um 1200 noch keine Fortsetzungen vorhanden waren. Was Wolfram hinzufügte, ist sein volles dichterisches, oft aus weit verstreuten fernliegenden Quellen geschöpftes Eigentum.

Folgende Züge sind Wolfram eigen und entscheiden unser Urteil über seine seltsamen Zutaten und Deutungen. Zunächst eine vielsagende Kleinigkeit: vor dem Gral tragen zwei Frauen silberne Messer, oder wie Wolfram schreibt: *„daz snidende silber"*. So übersetzt er Kristians *„tailleor d'argent"*. *Tailleor* = Schneidebrett (von *tailler*, schneiden) kam als Lehnwort Teller erst am Ende des 13. Jahrhunderts aus den Niederlanden in die deutsche Sprache. Wolfram verstand weder Wort noch Sache, merkte aber die Zugehörigkeit zu *tailler* und riet mit seiner leicht erregbaren Einbildungskraft auf einen Gegenstand zum Schneiden, auf ein Messer. Sogar die zwei Messer lassen sich aus der Überlieferung erklären, weil in Kristian-Handschriften statt von einem auch von zwei *tailleors* geschrieben stand. Wolfram las also in seiner unmittelbaren Vorlage vom goldenen Gral und zwei Silbertellern. Die bei Kristian namenlose Gralsburg heißt bei Wolfram *Munsalvaesche* = Wildenberg. Der Dichter schrieb die Gralszene *„hie ze Wildenberg"*: „So große, mit köstlichem Holze unterhaltene Feuer wie in Munsalvaesche kennt man nicht einmal hier in Wildenberg, wo sie doch groß genug sind". Wildenberg, südlich von Amorbach im Odenwald, ist eine Burg der Grafen von Durne (Walldürn), wo sich Wolfram einige Zeit aufhielt. Es ist durchaus seine Art, derlei rein persönliche Dinge der Erzählung einzuflechten. So gering und unzulänglich seine Sprachkenntnisse sind, so gefällt er sich doch in allerlei eignen Wort- und Namenbildungen aus dem Französischen. Das zur Burg gehörige Land nennt er *Terre de salvaesche* (Wildland), wozu noch der Wildborn *(Fontane la salvaesche)* kommt. Diese scheinbar französischen Ortsnamen entstammen also einer deutschen Ritterburg, die dem Dichter eine Zeitlang Herberge bot.

Merkwürdig ist vor allem die Umwandlung der Vorstellung vom Gral. Bei Kristian wird er zu jedem Gang der Mahlzeit vorübergetragen, bei Wolfram steht er zugleich mit den silbernen Messern vor dem König und vor Parzival auf dem Tisch und bleibt die ganze Zeit über da.

Er ist ein wundertätiger Speisenspender, der jedem das gewährt, was er zu essen wünscht. Für diesen Zug, der den Hostienbehälter zum Märchenkleinod wandelt, verschanzt sich der Dichter hinter angebliche Überlieferung:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

„man sagte mir, diz sag ouch ich
ûf iuwer iesliches eit"

er versichert die Wahrheit auf den Eid der Zuhörer und Leser!

„sol ich des iemen triegen,
sô müezt ir mit mir liegen —"

die Leser sind mitschuldig an Wolframs Trug, an seinen kecken Erfindungen. Wolframs Gedankengang ist wohl zu verstehen: er folgert, weil der Gral, der mit der Hostie das Leben des alten Königs fristete, zu jedem Gang aufs neue erschien, so spendet er Speise und Trank, er ist ein Wunschding. Der norwegische Übersetzer des *Conte del graal*, der Verfasser der Parcevalssaga, mit Wolfram etwa gleichzeitig, geriet ganz selbständig und unabhängig auf eine ähnliche Erklärung: „Wir mögen den Gral *ganganda greida* (d. h. herumgehende Bewirtung) nennen"; auch ihm ist der Gral ein Speisenspender, ein freigebiger Wirt.

Bei Parzivals erstem Besuch auf der Gralsburg gewährt Wolfram, seiner Vorlage gemäß, kein deutliches Bild vom Gral, den eine Jungfrau in Händen hereinträgt:

auf einem grünen Achmardei
trug sie des Paradieses Preis,
des Heiles Wurzel, Stamm und Reis,
das war ein Ding, das hieß der Gral,
ein Hort von Wundern ohne Zahl.

Der auf kostbarem Samt ruhende Gral wird also nur in allgemeinen Ausdrücken umschrieben und gerühmt, nicht wie bei Kristian als Gefäß oder Behälter bezeichnet. Nach dem Mahl, bei dem er die oben erwähnte Wunderspeisung bewirkt, wird er wieder abgetragen: im Seitengemach, worin er verschwindet, erblickt Parzival auf einem Lager einen schönen Greis, Titurel. Der ganze Gralsauftritt bei Wolfram erklärt sich vollständig aus Kristians Darstellung, die Änderungen, die der deutsche Dichter vornahm, verlangen keine besondere Quelle. Bei Kristian speist Perceval allein mit dem Burgherrn; außer beiden werden nur noch die Aufwärter beim Mahle erwähnt. Die Feuerstelle im viereckigen Saal ist so groß, daß 400 Mann daran Platz gefunden hätten. Daraus macht Wolfram eine Gesellschaft von 400 Rittern auf 100 viersitzigen Ruhebetten. Während Kristian nur zwei Damen, die Trägerin des Grales und des Silbertellers kennt, umgibt Wolfram die Gralsträgerin mit einem ausführlich beschriebenen weiblichen Hofstaat. Die *zwei* Silbermesser weisen auf eine besondere

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Wolfram vorliegende Kristian-Handschrift, die auch bei der Begegnung Percevals mit dem Fischerkönig *viviere* statt *riviere* las, weshalb Parzival den König nicht im Fluß, sondern im See angeln sieht. Wenn sich beim Erscheinen der blutenden Lanze lautes Wehklagen erhebt, so stimmt damit die welsche Übersetzung (Peredur) überein, aber nicht auf Grund verlorener Quellen, sondern weil in den Handschriften, die Wolfram, dem Welschmann und auch Kristians Fortsetzern vorlagen, ein paar Verse mehr standen als in den bisher bekannten Percevalhandschriften. Die einzige wirkliche Abweichung von Bedeutung, der Gral-Speisenspender, beruht auf Wolframs Auslegung, die nach dem Zeugnis der Parcevalssaga nahe lag.

Anders steht es bei der Auskunft, die in Wolframs neuntem Buche Trevrizent seinem Gaste erteilt. Hier liegt eine von Kristians Bericht wesentlich verschiedene Schilderung des Grales vor, wofür Wolfram sich mit Wichtigkeit auf einen besonderen Gewährsmann beruft.

An dem ervert nu Parzivâl
diu verholnen maere umben grâl —

so leitet Wolfram (452, 29) seine Gralskunde ein, die von 182 Versen Kristians zu 1530 anwuchs!

In der Hauptsache gehen Kristian und Wolfram miteinander, indem sie das Geheimnis des Grales genau an derselben Stelle und im selben Zusammenhang enthüllen. Der Einsiedler gibt dem Ritter die nötigen Auskünfte. Es erhebt sich zunächst die Frage, ob Wolframs Gralkunde so beschaffen ist, daß sie sich ohne weiteres aus Kristians Angaben ableiten läßt, oder ob eine neue besondere Quelle dafür in Anspruch zu nehmen ist. Ganz unbestimmt wird der Gral wie bei seinem ersten Erscheinen (235, 23) auch hier (454, 21) als „ein Ding" bezeichnet, entsprechend Kristians Worten

tant sainte chose est li graals.

Der Gral ist aber ein Stein, der *lapis exilis* heißt. Am Karfreitag bringt eine Taube vom Himmel eine Oblate, um die Wunderkraft des Steines auf ein Jahr zu stärken. Die Kraft des Steines ist dieselbe, wie schon im ersten Gralauftritt berichtet ward, daß er Speise und Trank nach jeglichem Wunsche gewährt. Diese Taube ist nur eine andere Gestalt des Hostienbehälters, die sog. eucharistische Taube, eine reich verzierte hohle Taube aus Metall mit einem Deckel auf dem Rücken, die, über dem Altar aufgehängt, zur Aufbewahrung der Hostien diente und beim Gebrauch herabgelassen wurde. Die Taube belebte sich in Wolframs Vorstellung im Gedanken ans Evangelium, wo bei Christi Taufe der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Heilige Geist in Gestalt einer weißen Taube aus Himmelshöhen herniederschwebt. Kristians Gral ist ein Speisekelch, ein Standgefäß; Wolframs Gral die nach dem Evangelium belebte eucharistische Taube. Hier wie dort bleiben wir aber im selben Vorstellungskreis der Altargeräte. Freilich ist die Taube Wolframs nur eine Zutat, während der eigentliche Gral jetzt als Stein erscheint. Dieser Stein, der gelegentlich den Willen des Grals durch Inschriften verkündet, muß so klein und handlich sein, daß er mühelos von seiner Trägerin hereingebracht werden kann. Offenbar denkt sich Wolfram unter seinem Gralstein einen kleinen Tragaltar, dessen sich seit dem 7. Jahrhundert Könige und Fürsten, hohe Geistliche und Äbte auf Reisen bedienten. Der Tragaltar war ein von Holz oder Metall umrandeter Stein, der nur für einen kleinen Kelch und die Hostie Raum bot. Der Stein war von edler Art (Onyx, Achat, Porphyr), in Gold oder vergoldetes Kupfer gefaßt; auf den reich verzierten Rändern konnten Inschriften angebracht werden. Solche Tragaltäre, die in der Kirche geweiht worden waren, ersetzten auf Reisen, im Feld oder in der Wildnis, wo keine Kirchen oder Kapellen zur Verfügung standen, bei der Messe den eigentlichen, festgemauerten Altar. Wolframs Dichtung geht von einer ganz klaren, bestimmten Vorstellung aus: vom Altarstein, über dem die eucharistische Taube schwebt. Somit meint er im Grunde dasselbe wie Kristian mit seinem Hostienbehälter und dessen Untersatz, dem Silberteller. Ein Widerspruch entsteht nur dadurch, daß der Silberteller früher als Silbermesser mißverstanden wurde, jetzt aber sogar den Namen des Grales Gral = Stein) an sich zieht, während der namenlose Hostienbehälter im Taubenbild erscheint.

Der Gral hat die Kraft der Belebung und Verjüngung. Auch der alte König bei Kristian wird durch die Hostie im Gral am Leben erhalten. Der Gedanke an die lebenspendende Kraft des Grales zog bei Wolfram das Bild von dem sich verjüngenden Vogel Phönix nach sich. Mithin ist im deutschen Gedicht Macht und Wirkung des Grales gesteigert und weiter ausgedehnt.

Vom christlichen Altarstein schweifte Wolfram noch weiter zu allerlei Wundersteinen, die ihm aus zeitgenössischen Quellen bekannt waren, zum Paradiesstein der Alexandersage, der in dem lateinischen *'Iter ad paradisum'* auch als *lapis exilis* bezeichnet wird, zum Stein der Kaaba, den der Engel Gabriel vom Himmel zur Erde herniederbrachte, vielleicht auch zum arabischen *el-iskir*, dem *lapis philosophorum*, dem Stein der Weisen, dem Allheilmittel.

So setzt Wolframs Darstellung voraus, daß ein Engel oder eine Engelschar den Gral in Titurels Hut gab. Diese Engel hält Wolfram

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

471, 15 ff. für diejenigen, die bei Luzifers Fall unbeteiligt zur Seite standen, aber wieder begnadigt wurden, wogegen Trevrizent 798, 11 ff. diese Ansicht ausdrücklich als falsch zurücknimmt; sie seien vielmehr auf ewig verloren. Ein so unsicheres Schwanken spricht nicht für eine Vorlage, sondern für Wolframs eigene wechselnde Meinungen.

Während Kristians Gral nur die Bedeutung hat, daß er als Hostienbehälter mit der geziemenden Feierlichkeit herumgetragen wird, während die durch den Einsiedler beantwortete Frage, wen man damit bediene, nämlich den alten Herrn, auf keine geheimnisvolle Vorgeschichte des Gefäßes hinweist, hat Wolfram den Gral zum Mittelpunkt gemacht und ihm eine neue Umwelt geschaffen, wie sie keine vorhergehende oder nachfolgende französische Dichtung kennt. Aber Wolfram begnügt sich mit Andeutungen über die himmlische Herkunft des Wundersteins, er hat keine eigentliche Sage dazu erfunden wie Robert. Der Paradiesstein, von einer Engelschar zur Erde gebracht und Titurel anvertraut, das ist seine ganze Gralssage.

Bei Kristian war zu lesen, daß der Gral aus einem Zimmer zum andern gebracht wurde. Wo befand er sich sonst? Darauf erhalten wir keinen Bescheid. Aber Wolfram antwortet: im Tempel. Damit stellt sich ihm die Ritterschaft der Gralsburg, von der Kristian nichts besonderes zu vermelden weiß, unter völlig neuen Verhältnissen dar. Die Ritter sind eine wehrhafte Brüderschaft, die das Gebiet von Munsalvaesche gegen jeden Unberufenen verteidigt. Wolfram erfindet einen eigenen Namen für die Ritter: Templeisen. Natürlich schwebt ihm dabei der 1119 gestiftete Orden der Tempelherrn (lat. *templarii*, franz. *templier*, mhd. *tempelaere*) vor. Durch Vermittlung des Bischofs Wolfger von Passau, des Gönners Walthers von der Vogelweide, war 1199 der Orden von St. Marien vom deutschen Hause zu Jerusalem bestätigt worden. Seine Balleien befanden sich in Thüringen und Österreich. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erhielt der Orden seine weltgeschichtliche Aufgabe, die Preußenfahrten. Der Tempelorden war französisch, der Orden von St. Marien deutsch. Wolfram verherrlicht in seinen Templeisen den in seinen Tagen aufblühenden deutschen Ritterorden, weshalb seine Werke, namentlich auch der „Willehalm" mit seinen Kämpfen gegen die Ungläubigen, gerade in diesen Kreisen hochgeschätzt wurden. Wolframs Templeisen sind aber kein unmittelbares Abbild der Wirklichkeit, nur ein dichterisches Sinnbild. Die Templeisen führen nicht das Kreuz, sondern die Taube als Wappen. Der geistliche Orden bedarf einer Regel, die Wolfram dahin bestimmt, daß die zum Orden vom Gral Berufenen schon in früher Kindheit nach Munsalvaesche kommen. Knaben und Mädchen sind auf der Gralsburg. Den Rittern

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ist weltlicher Minnedienst verboten. Weil er gegen dieses Verbot verstößt, wird Anfortas zur Strafe verwundet. Aber dem König am Gral ist ein eheliches Weib erlaubt. Wenn ein herrenloses Land einen Fürsten von Gottes Gnaden verlangt, darf ein Gralsritter hinausziehen, aber geheimnisvoll, indem er die Frage nach Nam' und Art verbietet. Die Jungfrauen dagegen dürfen eine Werbung annehmen und werden ohne Frageverbot fortgegeben. Mit diesen beiden Gesetzen weist Wolfram bereits auf den Schwanritter, Loherangrin, Parzivals Sohn, und auf die schöne Gralsträgerin Repanse, die Feirefiz, Parzivals Bruder, der König des Morgenlandes, zum Weib gewinnt.

Die blutende Lanze bringt Wolfram in unmittelbare Beziehung zum wunden König. Anfortas hatte, entgegen den Gralsgeboten, der feenschönen Orgeluse, deren Minne später Parzival stolz verschmäht, Gawan aber heiß erstrebt, ritterlich gedient. Ein Heide, der gleichfalls um Orgeluse warb, verwundete den König mit einem vergifteten Speereisen. Wohl erschlug der König seinen Gegner, den Speer aber trug er in seinem Leibe heim. Ärztliche Kunst zog die Waffe aus der Wunde, aber unheilbar siechte der König am Gift dahin. Des Grales Anblick läßt ihn zwar nicht sterben, aber alle Heilversuche sind vergeblich. In Anlehnung an die dem Mittelalter durch Ovid überkommene Sage vom Speer des Achilles, der eine Wunde, die er selbst geschlagen, durch freundliche Berührung heilen konnte, verschafft das in die Wunde gestoßene Eisen dem König zwar keine Heilung, aber doch Linderung. Die silbernen Messer, das aus Kristians *tailleor d'argent* erfabelte *snidende silber*, dienten dazu, das angesetzte Gift von der Speerspitze wieder abzuschaben! Ein merkwürdiges Verfahren, das sich Wolfram zur Verknüpfung von Lanze und Silbermesser ausdachte.

So stellt sich Wolfram den Gral und sein Reich vor und findet das Ziel des unvollendeten Kristianischen Gedichtes darin, daß Parzival zum zweitenmal auf die Burg kommt, die Frage nach dem Leiden des Königs (nicht wie bei Kristian nach der Lanze, warum sie blute, und dem Gral, wen man damit bediene) tut und danach an Stelle des Anfortas König wird.

Schon bei Kristian gehört Perceval zur Sippe der Gralskönige, was er beim Einsiedler erfährt. Von Anfang an schwebte dem Dichter der Perceval-Gralgeschichte der Gedanke vor, daß der Gralsucher mit dem siechen Gralskönig verwandt war, daß dem an unheilbarem Leiden oder im Alter dahinsiechenden Herren der verwunschenen Burg ein Erlöser aus der eigenen Sippe erwachsen sollte. Diesen Gedanken hat auch Robert durchgeführt, wennschon in verschiedenem Verwandtschaftsgrad: Hebrons Enkel (vgl. oben S. 17). Mit Namen ist Kristian sehr

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sparsam, während Wolfram in wunderlichen Namen geradezu schwelgt. Am Schlusse hätte Kristian aber doch wenigstens die Gralshüter (Wolframs Titurel und Anfortas) wahrscheinlich genannt. Den Fortsetzern erwuchs die auch überall klar erkannte Aufgabe, über Herkunft und Verwandtschaft Percevals zu berichten. Wolfram hebt dies ausdrücklich hervor:

827, 15 *sîniu kint, sîn hôch geslehte*
hân ich iu benennet rehte
Parzivâls, den ich hân brâht
dar sîn doch saelde het erdâht.

„Ich habe euch Parzivals Herkunft, Verwandtschaft und Nachkommen (Gahmuret, Feierefiz, Loherangrin) genannt und ihn dorthin gebracht, wohin zu kommen ihm sein Glück beschied." Die beiden ersten Bücher enthalten die Geschichte Gahmurets, des Königssohnes von Anschouwe, seine Vermählung mit Belakane, der Mutter des Feirefiz, und mit Herzeloyde, der Mutter Parzivals. Die zwei Söhne Gahmurets werden der höchsten Ehre teilhaftig, Parzival wird König am Gral, der getaufte Feirefiz errichtet im fernen Indien ein christliches Königreich, an dessen Spitze der Priesterkönig Johannes, der Sohn des Feirefiz, steht. So lenkt Wolfram in der Einleitung den Blick zuerst rückwärts auf Parzivals Vater, am Schlusse vorwärts auf die Enkel Gahmurets, Loherangrin und Johannes. Hier liegt ein wohlüberlegter Plan zu Grund, der nur bei Wolfram begegnet, den französischen Gralsgedichten aber fremd ist. Bei Anschouwe denkt man zunächst an die Grafen von Anjou, die seit Heinrich II. und Richard Löwenherz Könige von England waren. Die Grafen von Anjou stammten von einer Fee oder Waldfrau, wie auch Gahmuret sich auf seine Ahnfrau, die Fee Morgane, beruft. Eine Verherrlichung der Grafen von Anjou stünde einem französischen Dichter näher als einem deutschen; aber ein Franzose hätte schwerlich von einem Königreich Anjou reden können. Diese Standeserhöhung ist sicher auf Wolfram zurückzuführen. Auf einen ganz andern Stammbaum weist aber Gandin, der Vater Gahmurets, der seinen Namen nach der Stadt Gandine in Steiermark trägt (498, 25 ff.). In Niederösterreich gibt es ein Geschlecht „de Anschowe", das seit Anfang des 13. Jahrhunderts mit den Burggrafen von Steiermark verschwägert war. Offenbar huldigt Wolfram diesen österreichisch-steirischen Anschauern, die er mit den Grafen von Anjou, bzw. den diesen entstammenden englischen Königen in frei erdichteten Zusammenhang bringt. Daher ist Gahmurets Heimat Frankreich, aber sein Vater heißt nach einer steirischen Stadt, er führt den steirischen Panther, nicht die

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Lilie von Anjou im Wappen. Zur Erklärung dieser merkwürdigen Mischung von Anjou und Anschouwe bieten sich zwei Möglichkeiten: französische Vorlage, von Wolfram auf steirische Verhältnisse ausgelegt, oder freie Erfindung aus steirischen und französischen, durch den Anklang der Namen verknüpften Bestandteilen. Da in Frankreich keine Überlieferung vorliegt, wonach die Grafen von Anjou jemals mit Percevals Stammbaum verbunden worden wären, so ist Wolframs Erfindung erwiesen, zumal da der deutsche Dichter solch kühne und willkürliche Gedankensprünge auch sonst liebt. Der Anstoß kam ihm eher aus Steiermark als aus Frankreich, er dachte zuerst an die Anschouwer, die er dann mit den Grafen von Anjou zusammenbrachte. Daß man im Zeitalter von Richard Löwenherz auch in Deutschland einiges von Anjou, z. B. die Stammsage, kannte, ist nicht zu verwundern. Nach Giraldus Cambrensis berief sich Richard auf seine Herkunft: „wir kommen alle vom Teufel und fahren ihm wieder zu".

Der ganze Namenreichtum Wolframs entstammt den verschiedenartigsten Quellen, sicherlich keiner einheitlichen französischen Vorlage. Hier nur ein Beispiel für die frei schaffende Erfindung Wolframs: Loherangrin, Parzivals Sohn. In den französischen Gedichten steht der Schwanritter in keiner Verbindung mit dem Gral, er ist der Ahnherr Gottfrieds von Bouillon. Wie Wolfram dazu kam, den Schwanritter anzuknüpfen, deutet er selber (818, 25 ff.) an, weil in beiden Sagen die gebotene oder verbotene Frage eine Hauptrolle spielte. Der Name des Ritters, Loherangrin = li Loheren Garin, Garin der Lothringer und der Schauplatz der Handlung in Brabant sind von Wolfram, entgegen den französischen Gedichten, erfunden. Garin der Lothringer hat in Frankreich seine eigene Geschichte, die weder mit dem Gral noch mit dem Schwanritter irgendwie zusammenhängt. Wolfram beschließt die kurze Wiedergabe der Schwanrittersage mit dem humoristischen Hinweis auf Erec, der zwar Eniden bei schwerster Strafe Schweigen gebot, aber den wiederholten Bruch des Verbotes trotz heftigen Scheltens doch hingehen ließ. Wenn wir hier bis auf die Wahl des Namens Loherangrin die Gedankenfolge des deutschen Dichters einigermaßen nachprüfen können, so entzieht sich die Mehrzahl der sprunghaften Wolframschen Einfälle unserem Verständnis. Wir müssen seinen Bericht eben hinnehmen, ohne dafür jedesmal eine besondere Vorlage, die ihrerseits dieselben Rätsel über ihr Zustandekommen aufgeben würde, verantwortlich zu machen.

Folgende Tatsachen stehen fest: soweit Kristians Gedicht vorliegt, schließt sich Wolfram in den Büchern 3—13 genau an. Die Bücher 1, 2, 14—16 sind eine planvolle Einleitung und Fortsetzung zu Kristian,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

die nur im deutschen Gedicht vorkommen und von den zahlreichen französischen Bearbeitungen und Fortsetzungen vollkommen abweichen. Weder in dem mit Kristian zusammenfallenden Teil noch im Willehalm, verglichen mit der Bataille d'Aliscans, ist Wolfram bloßer Übersetzer, er erlaubt sich überall sachliche und stilistische Änderungen und wahrt als Verdeutscher französischer Vorlagen große Selbständigkeit. Vor unseren Augen entfaltet er im Parzival und in den beiden Bruchstücken seines unvollendeten lyrischen Romanes von Schianatulander und Sigune aus einer einzigen kurzen Szene Kristians eine ergreifend schöne, selbständig erfundene Liebesmäre. Kann man seiner dichterischen Befähigung auf Grund dieses Tatbestandes die Umrahmung des Kristianschen Werkes zutrauen oder verlangt diese Aufgabe einen unbekannten französischen Dichter, den Wolfram neben Kristian zur Ergänzung heranzog? Wenn Wolframs Nachahmer Albrecht im „Titurel" aus Andeutungen des „Parzival" ohne neue Quellen einen umfangreichen und abenteuerlichen Gralsroman frei erfand, so darf man diese Arbeitsweise, um derenwillen Gottfried von Straßburg solche Gedichte wilde und verworrene Erfindungen schilt, für den großen Meister, dem seine Schüler äußerlich und geistlos darin nacheiferten, mit gutem Recht annehmen. An verschiedenen Stellen hebt Wolfram auch hervor, daß *er* die Geschichte zu Ende führe (z. B. 734, 4 ff. und 827, 15 ff.). Mit voller Klarheit ersah er die wesentliche Aufgabe des Vollenders Kristians darin, daß das Endziel des Helden, das Gralskönigtum, und seine Herkunft, Gahmurets Geschichte, ohne überflüssige Umschweife geschildert würden. Diese Umrahmung ist auch durchaus gelungen, jedenfalls weit besser als in irgendeinem andern französischen Gedicht. Niemand würde an Wolframs Selbständigkeit zweifeln, wenn er nicht durch Berufung auf seinen Gewährsmann Kyot, den er gegen Kristian ausspielt, seine Leser und Erforscher auf die Fährte einer merkwürdigen Vorlage führte, über deren Sein oder Nichtsein noch heute gestritten wird.

Im neunten Buch beruft sich Wolfram auf Frau Aventiure und auf den Provenzalen Kyôt, der die Abenteuer von Parzival „heidnisch" d. h. arabisch geschrieben sah; was er auf französisch davon erzählte, verdeutschte Wolfram. Hernach berichtet Wolfram noch weiteres von dieser merkwürdigen Quelle. In Toledo fand Kyot die erste Niederschrift dieser wunderbaren Begebenheit auf arabisch vor. Der Heide Flegetanis, aus Salomos Stamm entsprossen, ein Naturforscher und Sterndeuter, las in den Sternen Namen und Geheimnis des Grales:

454, 24 *„ein schar in ûf der erden liez:*
diu fuor ûf über die sterne hôch.
op die ir unschult wider zôch,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sît muoz sîn pflegn getouftiu fruht
mit also kiuschlîcher zuht:
diu menscheit ist immer wert
der zuo dem grâle wirt gegert."

„Eine Schar ließ ihn auf der Erde zurück, die zur Sternenhöhe hinauffuhr. Wenn ihre Unschuld sie wieder heimführte, so mußte hernach getaufte Frucht seiner (des Grales) mit so keuscher Zucht pflegen: die Menschheit, die zum Gral verlangt wird, ist immer wertvoll."

Der Gral ward also, „daß sein der Menschen reinste pflegen, herab von einer Engelschar gebracht". Diese nur in äußersten Umrissen angedeutete Vorgeschichte las Flegetanis aus den Sternen und zeichnete sie arabisch auf! Kyot verstand arabisch, ohne Zauberkünste, kraft seiner Taufe, entzifferte er die zu Toledo entdeckte Handschrift. Weiterhin durchforschte Kyot lateinische Bücher, die Chroniken von Britannien, Frankreich und Irland; endlich fand er in Anschouwe, was er suchte:

wâ gewesen waere
ein volc dâ zuo gebaere
daz ez des grâles pflaege —

„wo ein zur Pflege des Grales taugliches Volk vorhanden gewesen wäre". Der Chronik von Anschouwe entnahm er die Stammtafeln Gahmurets und Herzeloydes, die zum künftigen Gralskönig Parzival leiteten. Mit großem Aufwand wird Kyots Gelehrsamkeit hervorgehoben, der eine arabische und eine lateinische Quelle für seine französische Dichtung benützte, um über die Herkunft des Grales und seines erkorenen Hüters zu erfahren, was bei Kristian fehlte.

Verdienen diese Angaben Glauben oder sind sie erfunden? In der lateinischen Literatur des Mittelalters waren derlei Verweisungen üblich. Das lateinische Buch des Kreters Dictys über den Trojanerkrieg spiegelte eine griechische und punische Vorlage vor, die auf abenteuerliche Weise aus dem Grabe des ursprünglichen Verfassers wieder zum Vorschein kam. Das mhd. Gedicht von Ortnit beruft sich auf eine vielblätterige arabische Handschrift, die von den Heiden in Tyrus arglistig vergraben, aber wieder glücklich aufgefunden wurde. Mit dergleichen Fabeleien meinten die Verfasser, Ansehen und Glaubwürdigkeit eines Buches bei Hörern und Lesern zu stützen. Wolfram übertrumpft die Spielleute noch dadurch, daß Kyots Vorlagen über eine lateinische Chronik und arabische Handschrift bis zu den Sternen hinaufreichen!

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Das Ergebnis so weit verzweigter Quellenbenutzung, die bloße Umrahmung des Kristianschen Gedichtes mit einer Einleitung und Fortsetzung, ist im Vergleich mit Roberts Gralsgeschichte recht dürftig. Bedurfte es wirklich dazu so vieler Gewährsleute und mühsamer Nachforschungen? Ist das arabische Gralbuch des Flegetanis und die Chronik von Anschouwe mit Parzival überhaupt denkbar?

Kyot scheint mit dem französischen Liederdichter und Satiriker Guiot de Provins, dessen „Bible" zwischen 1206/8 entstand, zusammenzuhängen, dessen Name sich Wolfram als Guiot aus der Provence (statt aus Provins, Seine et Marne) zurecht legte, woraus er schloß, daß der Provenzale, *„la schantiure"*, d. h. der Sänger *„en franzoys"* (416, 28) gedichtet habe! Und gerade diese Verweisung findet sich an einer Stelle, die sicherlich von Wolfram selbst erfunden wurde.

Von diesem Guiot de Provins ist kein französischer Gral- oder Percevalroman überliefert; kein Anzeichen deutet darauf hin, daß er ein verlorenes Gedicht dieser Art verfaßte. Bei der großen Teilnahme, die Kristians Gedicht mit seinen Fortsetzern in den Sammelhandschriften des 12./13. Jahrhunderts fand, ist ein vollkommenes Übergehen oder Verschweigen der wertvollsten Fortsetzung unmöglich. Weder die französische noch die provenzalische Literatur bietet Anhaltspunkte für das Vorhandensein eines solchen Gedichtes, wie Wolfram es vortäuscht, worin Guiot sich gegen „Meister Kristian von Troyes" wandte, weil er der Märe Unrecht getan habe, worin er sein eignes Werk, das nur die Erwerbung des Grals durch Parzival hinzufügte, mit so nachdrücklichen und wichtigen Quellenberufungen zu stützen und zu rechtfertigen suchte. Trotzdem schenken viele Gelehrte den Angaben Wolframs Glauben und gewähren unbedenklich einem völlig unbekannten und unmöglichen französischen Gedicht die Eigenschaften und Vorzüge, die sie dem deutschen Dichter, dessen selbständige Erfindungskraft erwiesene Tatsache ist, verweigern! Aber wie kommt Wolfram dazu, sich auf Guiot zu berufen? Eine der besten Handschriften aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, die Kristians Cligés, Ivain, Erec, Karrenritter enthält, stammt vom Schreiber Guiot, der sich am Schlusse des Ivain mit den Versen verewigt:

explycit li chevaliers au lyon:
cil qui l'escrist Guioz ot non,
devant nostre dame del Val
est le ostex tot a estal.

„Hier endet der Löwenritter (Ivain); der ihn schrieb, heißt Guiot, vor Nostre Dame del Val ist seine Herberge und Verkaufsstelle."

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Hieraus ergibt sich, daß Guiot sich mit Vervielfältigung und Vertrieb von Kristianhandschriften beschäftigte, daß er sozusagen sein Verleger war. Wenn wir annehmen, daß Wolfram eine Handschrift des Conte del graal mit einer ähnlichen Schlußbemerkung vor sich hatte, so löst sich das Guiot-Rätsel auf die einfachste Weise. Am Anfang las er Kristians Verfassernamen und den Hinweis auf das Gralbuch des Grafen Philipp, am Schlusse, wo das Gedicht unvermittelt abbrach, wo die erhaltenen Handschriften noch den Vermerk tragen: *„explycyt Percevax le viel"*, ehe sie sich zu den umfangreichen Fortsetzungen wenden, die zur Zeit Wolframs noch gar nicht vorlagen, Guiots Schreibernamen. Wenn er sich nun dazu entschloß, das unfertige Gedicht zu Ende zu führen, so deckte er nach mittelalterlichem Brauch seine eignen Erfindungen mit dem Namen eines Gewährsmannes Guiot-Kyot, der den Schreiber Guiot und den Dichter Guiot von Provins, den Wolfram vom Hörensagen kannte, in sich vereinigte. Um dessen Glaubwürdigkeit noch zu erhöhen, ließ er ihn in arabischen und lateinischen Schriften über den Gral und über Parzivals Stammbaum nachforschen, wodurch seine Angaben doppelt und dreifach gestützt wurden. Im Namen des Flegetanis verbirgt sich ein arabischer Buchtitel des gelehrten Thabit ben Qorrah, den Wolfram an einer andern Stelle (643, 17) erwähnt. Derlei Gedankengänge sind Wolfram sehr wohl zuzutrauen, wogegen sie als geschichtliche Tatsachen höchst verdächtig erscheinen. Man hat doch nur die Wahl, Guiot oder Wolfram für den Erfinder dieser Fabeleien zu halten.

Der Parzival ist nicht in einem Zuge niedergeschrieben worden. Die sechs ersten Bücher erschienen um 1205 in einer Sonderausgabe vor Vollendung des ganzen Werkes, bei dessen Gesamtausgabe um 1210 sie einer Durchsicht unterworfen wurden. Die Berufungen auf Kyot fallen erst in den zweiten Teil. Anfangs fühlte sich Wolfram nicht dazu verpflichtet, genauere Quellenangaben zu machen, die er hauptsächlich aufs neunte Buch und auf den Schluß versparte. Vielleicht wollte er dadurch, wie auch in den Eingangsversen des Parzival, einem Tadel begegnen.

Bei den Gelehrten, die an Guiot glauben, herrschen die sonderbarsten Vorstellungen von seinem Gedicht, das die Grundlage der ganzen mittelalterlichen Gralssage gebildet haben soll, das Kristian verständnislos abschrieb und Wolfram so unselbständig in deutsche Reime übertrug, daß ihm sogar die Eigenart seines Stiles abgesprochen wurde! Immer wieder muß man entgegnen, wenn Guiot wirklich so beliebt und allbekannt war, daß jeder französische Gralsdichter ihn ausschrieb, warum ging dann das Gedicht spurlos verloren? Der Ursprung der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gralssage wird durch Guiots Gedicht keineswegs geklärt oder aufgehellt, die ganze Frage ist nur aus der tatsächlichen Überlieferung ins Ungewisse und Unbekannte verschoben, also gar nichts gewonnen. Ein Vermittlungsvorschlag zielt dahin, daß Wolfram zunächst nur Kristians Conte del graal kannte und benützte, späterhin aber auch Guiots Gralgedicht zur Ergänzung heranzog. Der Inhalt von Guiots Gedicht stimmte im allgemeinen mit Wolframs neuntem Buche. Guiot hätte die bereits vorhandene Einsiedlerszene Kristians nur wiederholt und mit seiner Gralsgeschichte erweitert. Durch den Einsiedler belehrt und geläutert, findet und gewinnt Perceval den Gral. Der Urgral ist wirklich wie bei Wolfram ein Stein, der „*lapis elixir*", von den Arabern aus alchimistischer Mystik und gnostischer Spekulation geschaffen, durch die Franzosen zum Kelch gewandelt. Guiot hatte durch seinen Fund in Toledo vom arabischen Urgral Kenntnis, die er wieder zur Geltung bringen wollte. Wolfram besaß eine Hauptquelle, Kristian und drei Nebenquellen, Guiot, den Urperceval, der vor Kristian lag, und Gahmurets Geschichte (Buch 1/2). Aus dieser reichen Überlieferung, die er frei und selbständig behandelte, entstand der Parzival! Guiots Gedicht in dieser Gestalt ist nach Form und Inhalt unmöglich, bestenfalls eine Fortsetzung Kristians, die doch mit weit besserem Recht und größerer Wahrscheinlichkeit Wolfram zukommt. Der sog. Urperceval, die Erzählung, aus der Kristian schöpfte, ist ebenfalls undenkbar: sie soll noch neben dem französischen Urgral im 13. Jahrhundert allen Fortsetzern zugänglich gewesen sein! Mit Wolframs Denk- und Dichtweise, mit seinen literarischen Kenntnissen ist die Behauptung, er habe verschiedene französische Gral- und Percevalquellen nebeneinander herangezogen und frei bearbeitet, einfach unverträglich. Die mhd. Dichter hatten nur selten französische Handschriftensammlungen für vergleichende Forschungszwecke zur Verfügung, sie waren in der Regel auf die einzige Handschrift angewiesen, die der Zufall, der Besteller und Auftraggeber, bei Wolfram vielleicht der Graf von Durne auf Wildenberg-Munsalvaesche, ihnen vorgelegt hatte. Nicht einmal der so belesene und gelehrte Gottfried von Straßburg kennt aus eigner Anschauung andere französische Tristanvorlagen als das Gedicht des Trouvere Tomas.

Über Wolframs ganzer Darstellung waltet sein ureigner persönlicher, von vielen Seiten her angeregter, aber immer selbständiger Stil. Gottfried rügt ihn wegen seiner gesuchten Dunkelheit und als Erfinder wilder Mären, also wegen seines Stiles und seiner eigenmächtigen Zusätze. Beides widersprach der Kunst Hartmanns und Gottfrieds. In diesem Zusammenhang ist es nicht möglich, auf Wolframs Erzählweise,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

die schon zur Zeit der ersten Ausgabe der Dichtung erläuternder Anmerkungen, erklärender Glossen bedurfte, einzugehen. Unsere Betrachtung mußte sich aufs Stoffliche beschränken. So viel ist gewiß, daß mit Wolframs Parzival ein neuer, wesentlich deutscher Zweig der Gralssage anhebt, der auf der Auslegung und Gestaltungskraft des deutschen Meisters, nicht auf unbekannten französischen Vorlagen beruht.

Heinrich von dem Türlin vollendete um 1220 die „Krone der Abenteuer", einen umfangreichen Gaweinroman. Er gehört allerdings zu den wenigen deutschen Dichtern, denen nachweislich eine ganze Bücherei vorlag. Aus mhd. und französischen Vorlagen sammelte er alle Berichte über Gawein (frz. Gauwain), die er zu einem weitschweifigen und äußerlichen Abenteuerroman aneinanderreihte, wobei er manches eigene hinzufügte. Auch hier wurden gelegentliche Erfindungen Heinrichs aus angeblichen verlorenen älteren Vorlagen abgeleitet. Unter den Abenteuern Gaweins steht dessen Gralbesuch obenan. Heinrich benutzte Wolframs Parzival, daneben aber auch Kristian und dessen ersten unbekannten Fortsetzer. Bei Schilderung des Grales schließt er sich genau an Kristian an und erweist die Richtigkeit unserer oben vorgetragenen Erklärung der Hostienbüchse. Der Gral ist ein Kleinod

gesteint was ez und goldes rich;
einer kefsen was ez glîch,
diu ûf einem alter stêt.

Die goldene edelsteingeschmückte *„kefse"*, d. i. capsa, Kapsel, wie sie (als Hostienbüchse) auf dem Altar steht, wird auf goldenem Rost als Untersatz auf kostbarer Seide hereingetragen. Diese *„kefse"*, deren Deckel *(lit)* die Magd abhebt, enthält einen *„brosem"* und gewährt dem Altherrn Leibesnahrung. Der kanonischen Vorschrift gemäß genießt er nur ein Drittel des Weihbrotes. Wie ein Gespenstermärchen endet die Geschichte in der französischen Vorlage, indem Gauvain am andern Morgen am öden Strande aufwacht. Bei Heinrich erlöst Gawein durch seine Fragen die Wiedergänger, die samt dem Gral verschwinden. Dieser Schluß ist von Heinrich hinzugefügt, der für die Gralsszene sich neben Wolfram auf Kristian und seinen Fortsetzer stützt. In diesem Falle ist die Mehrheit der Quellen und deren selbständige Verarbeitung, die für Wolfram grundlos behauptet wird, erwiesen. Der Verfasser faßte die verschiedenen ihm bekannten Darstellungen des Gralsaufzuges zu einem neuen Bericht zusammen. Wolframs Gralstein bleibt unberücksichtigt. Auf die „Krone" weiter einzugehen erübrigt sich an dieser

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Stelle, weil sie keine Wirkung auf die Entfaltung der deutschen Gralssage ausübte.

Um 1270 verfaßte ein bayerischer Dichter namens Albrecht den „Titurel", eine Geschichte der Gralskönige. Zuerst tritt der Dichter als Wolfram selber, in dessen Art er sich gut einzuarbeiten verstand, auf; später redet er von Wolfram in dritter Person und beruft sich ebenfalls auf Kyot und Flegetanis. Sein Gedicht, das die Bruchstücke von Wolframs Liebesroman von Schianatulander und Sigune vollständig aufnahm, gibt sich als Ergänzung und Erweiterung des Parzival auf Grund derselben Vorlagen. In Wirklichkeit ist es, mit Ausnahme der erwähnten beiden Stücke, reine Erfindung, also auch hierin Nachahmung Wolframs, aber in rohstofflicher äußerlicher Form; nur am Anfang und Ende machen sich Einflüsse der französischen Prosaromane aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bemerkbar, die Albrecht aber nicht als literarische Vorlage benützte, sondern ganz im allgemeinen vom Hörensagen kannte. Albrechts Beitrag zur Gralssage ist der prächtige, bis ins einzelne beschriebene Tempelbau. Vom Gesang der Engel geleitet, kommt Titurel nach fünfzigjährigem ritterlichem Leben in eine pfadlose Wildnis. Mitten im Walde ragt ein Berg, den nur der Berufene finden kann: Montsalvatsch, der bewahrte, behaltene Berg. Wolframs Munsalvaesche *(mons silvaticus)* verwandelt sich bei Albrecht zu einem geheiligten Berg *(mons salvaticus)*. Salvaterre, heiliges Land, heißt das Gralsgebiet, das in Spanien liegt. In vielen Gezelten lagert Titurel mit seiner Schar auf dem Berg. In den Lüften schwebt, von Engeln getragen, der Gral. Titurel baut auf Monsalvatsch eine Burg, von ihr aus dient er Gott mit Speer und Schwert wider die Heiden. Der Tempel, in dem der Gral sich niederlassen will, ist von unsichtbarer Hand im Grundriß auf den Felsen eingezeichnet. Alles, was zum Bau nötig ist, Holz, edles Gestein, Gold und Silber, findet man vor dem Gral bereit. Als Rundbau mit 72 Chören, jeder von 8 Ecken, erhebt sich der Tempel. Je auf zwei Chören ruht ein hohes Glockenhaus, allum zu einem Kranze stehen die Türme, achteckig, mit vielen Fenstern; inmitten hebt sich einer, zweimal so groß als die andern. Die Turmknöpfe sind brennende Rubine, darauf kristallene Kreuze, auf jedem Kreuz ein Aar, von Golde funkelnd; von fern gesehen scheint er im Fluge zu schweben: das Kreuz, darauf er ruht, verschwindet dem Auge. Des Mittelturmes Knopf ist ein Karfunkel, der den Rittern des Grales, wenn sie im Walde sich verspätet, durch die Nacht zur Heimat leuchtet. Im Innern des Tempels ist das Gewölb ein blauer Himmel von Saphiren, mit Karfunkeln gestirnt, die selbst in dunkler Nacht erglänzen. Dazwischen ziehen die goldene Sonne und der silberne Mond. Die mit

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

farbigen Bildern bemalten Fenster sind aus Beryll. Wenn eine Stimme im Tempel ertönt, wird der Widerhall in hellem Ton verlängert, wie wenn im Walde Orgelklang sich erhöbe. In der Mitte des Tempels steht ein überreiches Werk, diesen im kleinen darstellend, jedoch nur mit einem Altar; hier soll der Gral bewahrt werden. In dreißig Jahren ist der Bau vollbracht. Ein Bischof weiht Tempel und Altäre; dann führt der Engel den Gral in die köstliche Zelle, die ihm bereitet ist. Das kleine, wunderwirkende Gralsgefäß ist der Mittelpunkt des mächtigen Tempels, wie die hohen Dome doch auch nur das prächtige Gehäuse der kleinen, äußerlich unscheinbaren Hostie sind.

Albrechts Gralstempel ist keinem wirklichen Bauwerk nachgeahmt, wenn schon die Frauenkirche zu Trier im 13. Jahrhundert das Vorbild zu einem kirchlichen Rundbau darbot. Das dem Dichter vorschwebende Phantasiebild offenbart verborgene Richtungen der Baukunst. Zarncke meint: „Vom allgemeinen Eindruck seines Tempels hat sich der Dichter allerdings ein Bild gemacht. Er rühmt den bezaubernden Lichteffekt der bunten Glasfenster, er erwähnt das feierliche Verhallen des Schalles in den kirchlichen Räumen." Das strahlende Licht im Tempel ist das große und neue Erlebnis der Gotik gegenüber den dunklen romanischen Kirchen mit den kleinen Fenstern. Schwietering urteilt: „Der Dichter sieht ein vollkommen in Licht aufgelöstes Raumgebilde, in dem auch der letzte Stein völlig entmaterialisiert ist. Unbewußt deutet er die kommende Entwicklung mit ihren einheitlich durchgehenden, das Gewände immer mehr auflösenden Fenstern voraus, ja er greift über künftiges Gestalten weit hinaus, indem er das Gewölbe leicht und frei macht. Von gotischer Beseelung spricht ein freieres Raumgefühl, das sich in der fehlenden Krypta kundgibt. Nicht in Grüften, sondern in lichter Weite soll man christlichen Glauben künden. Das gotische Erlebnis des Dichters wurzelt in der Mystik."

Im ganzen Gedicht Albrechts begegnet keine Stelle, die den Gral anders auffaßt, als Wolfram. Nur am Schlusse zeigt sich der Einfluß der späteren französischen Prosaromane. Der Gral ist eine Schüssel, die aus einem kostbaren Stein angefertigt wurde. Diese Schüssel benützte Christus beim Abendmahl. Joseph von Arimathia hatte sie in Verwahrung, bis ein Engel sie in Titurels Hut gab. Albrecht sucht somit den Gralstein mit der Abendmahlschüssel zu verschmelzen.

Im „Sängerkrieg auf Wartburg", einer thüringischen Spielmannsdichtung aus den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts, streiten Wolfram und Klingsor, der Zauberer aus dem „Parzival", in weisen Rätseln gegeneinander um den Preis der größeren Wissenschaft, wobei Wolfram veranlaßt wird, die Geschichte Loherangrins zu erzählen. Der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Urheber des alten „Loherangrin", der seine Erzählung im Anschluß an den „Parzival" Wolfram in den Mund legte, ergänzte seinen Bericht aus dem französischen Roman vom Schwanritter um einige bei Wolfram übergangene Züge. Vom Gralsreich hat er merkwürdige Vorstellungen, indem er den bergentrückten König Artus neben Parzival über Tafelrunde und Templeisen herrschen läßt. Der Gral wird im Münster aufbewahrt, bei der Messe schwingt sich eine Taube vom Himmel hernieder und legt eine Oblate auf den Stein. Den unvollständigen Bericht des Sängerkriegs ergänzte zwischen 1283 und 1290 ein bayerischer Verfasser, der die Geschichte ins Zeitalter Heinrichs I. verlegte und mit großer Weitschweifigkeit und Nüchternheit das höfische Leben in friedlichen und kriegerischen Vorkommnissen schilderte. Munsalvaetsch liegt im fernen Indien. Unabhängig von der Lohengrinsage findet sich in zwei Strophen im Sängerkrieg der Zusatz, daß der Gral ein Edelstein sei, der aus Luzifers Krone sprang, als der Erzengel Michael sie ihm vom Haupte brach. Dieser Stein ward in Titurels Hut gegeben. Hier ist der Altarstein Wolframs zum Edelstein gewandelt, nach Gestalt und Bedeutung also wesentlich verändert.

Im Auftrag Herrn Ulrichs von Rappoltstein verfertigten Claus Wisse und Philip Colin, letzterer seines Zeichens ein Goldschmied, in den Jahren 1331—36 in Straßburg einen „Parzival", der Wolframs Gedicht mit mehr als 37 000 Versen ergänzte. Dazu wurden die Einleitung und die Fortsetzungen zu Kristians Conte del graal, die des Unbenannten, Wauchiers und Manessiers herangezogen, obwohl sie sich mit dem Inhalt des Parzival nicht vertrugen. Das ganze unförmliche Gedicht wurde zwischen Wolframs 14. und 15. Buch eingeschoben, wodurch ganz unleidliche Widersprüche entstanden. Die beiden Straßburger waren der französischen Sprache nicht mächtig und bedienten sich der Hilfe des Juden Samson Pine, der ihnen Zeile für Zeile verdeutschte, während sie für die Versform sorgten. Für die Reinschrift stand ihnen ein Schreiber Henselin zur Verfügung. Ulrich von Rappoltstein verwendete 200 Pfund, etwa den Wert eines Streitrosses, auf Herstellung des Buches. Der Stil ist gewöhnlich, die Verskunst verwahrlost, dichterische Begabung fehlt den Bearbeitern völlig. Es ist Handwerksware, die Wolframs Parzival mit unmöglichen Zusätzen belastet, ohne den allergeringsten Versuch, die verschiedenartigen Stoffmassen miteinander in Einklang zu bringen. Als Wolframs Vorlage, und zwar mit Bezug auf das 3. Buch (Parzivals Kindheit) wird nur Kristian angeführt, Kyot ganz außer acht gelassen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Trotz ihrer Dunkelheit und Schwerverständlichkeit gehörten Wolframs Parzival und Albrechts Titurel zu den am meisten gelesenen Dichtungen des Mittelalters, die in zahlreichen Handschriften bis zum 15. Jahrhundert umliefen. Schon frühzeitig war man bemüht, Wolframs eigenartigen Stil zu glätten und dadurch dem Verständnis näherzubringen. Neben der Sankt Galler Handschrift, die der Urschrift am nächsten steht, erscheint bereits im 13. Jahrhundert die Münchener Handschrift fast wie eine erleichterte Bearbeitung. Im Jahr 1477 wurden Parzival und Titurel bei Mentelin in Straßburg gedruckt, wobei Sprache und Versbau einigermaßen dem 15. Jahrhundert sich anpaßten. Die auf Befehl Kaiser Maximilians in den Jahren 1502—15 angefertigte Ambraser Sammelhandschrift enthält 68 Strophen aus Wolframs Schianatulander. Aber alle Bemühungen waren vergeblich, die Gedichte lagen nach Form und Gehalt dem Verständnis der Leser des 15./6. Jahrhunderts zu ferne. Weitere Auflagen kamen nicht zustande, die Sage von Parzival und vom Gral war nicht mehr lebensfähig und geriet in Vergessenheit, bis J. J. Bodmer neben Nibelungenlied und Minnesingern auch dem Parzival sich zuwandte. Zunächst war er auf den Druck von 1477 angewiesen, die Sankt Galler Handschrift lernte er erst 1769 kennen, ließ sie 1780 abschreiben und 1784 durch Ch. H. Müller in Berlin herausgeben. Durch Erneuerung einzelner Abschnitte suchte er weitere Kreise für Wolframs Dichtung zu gewinnen. Die erste neuhochdeutsche Bearbeitung Bodmers erschien 1753: „der Parcival, ein Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denkart". Die Nachdichtung zerfällt in zwei Gesänge, deren erster Parzivals Erlebnisse nach seiner Ausfahrt aus Pelrapeire, die Gralszene von der Begegnung mit dem Fischer bis zur Begegnung mit Sigune erzählt, deren zweiter von Parzival bei Trevrizent, von seinem Zweikampfe mit Feirefiz, vom zweiten Besuch auf der Gralsburg berichtet. Bodmer bot also keineswegs beliebige Bruchstücke, vielmehr hob er das ganze Gralsabenteuer bis zu seinem Abschluß aus dem Zusammenhang heraus, um dem Leser einen einheitlichen und geschlossenen Eindruck zu verschaffen. Von Fehlern und Mißverständnissen ist Bodmers Wiedergabe begreiflicherweise nicht frei. Vornehmlich aber stand einer weiteren Wirkung die unglückliche Form der holprigen umständlichen Hexameter entgegen, die auch 1755 in einem Nachtrag „Gamuret" (Wolframs 1. Buch, Belakane) verwendet wurden. Wie fürs Nibelungenlied versuchte Bodmer 1781 auch für den Parzival in Balladenform (Jeschute, Parzivals Begegnung mit der Frau des Herzogs Orilus) Teilnahme zu erwecken. Umsonst! Der schwerfällige Schweizer verstand es weder als Epiker noch als Balladensänger, Wolframs Gedicht wieder zu beleben. Und die Ausgabe des Urtextes

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

von 1784, durch Druckfehler und Versehen des flüchtigen Herausgebers entstellt, ohne jede Erläuterung genügte weder Laien noch Gelehrten.

Die französische Überlieferung der Gralssage wurde seit 1775 durch den Grafen Tressan in der *„Bibliothèque universelle des romans"* bekannt. Für seinen dürftigen Auszug aus den weitschweifigen französischen Prosaromanen stützte sich Tressan auf den Pariser Druck von 1516 und auf die 1530 gedruckte Prosaauflösung von Kristians Gedicht mit den Fortsetzern. Die Nacherzählung fiel ganz ungenügend aus. A. W. Schlegel rügte die Ausgabe als flüchtig und geschmacklos, unkritisch und ungelehrt, andererseits empfahl er die Erneuerung der Ritterromane, ihre „Wiederschöpfung", ihr „wiederholtes Bilden in der Poesie". Als Probe der Wiedergabe im Sinne der Romantik machte Dorothea Schlegel 1804 die Geschichte vom Zauberer Merlin, der mit Gral und Artus verbunden ist, in der „Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters aus gedruckten und handschriftlichen Quellen" zugänglich. Die Brüder Schlegel wiesen in ihren Berliner und Wiener Vorlesungen nachdrücklich auf Parzival und Gral hin. Büsching schrieb 1809 eine Abhandlung über den heiligen Gral und seine Hüter: „der heilige Gral, ein wunderbares Gebilde der Zeit des Mittelalters, ward der Inbegriff desjenigen, was die Dichter jener Zeit vom Heiligen und Hohen der christlichen Religion auszusprechen wagten. Wie die höchsten Wahrheiten der Religion selbst in Dunkel gehüllt sind und nie dem grübelnden Verstande klar und frei hervortreten, sondern nur der Phantasie erreichbar, der Vernunft erkennbar sind, so auch in diesen Werken, die den heiligen Gral betreffen, welcher ist wunderbar in seiner Entstehung, mystisch in der Dauer seiner Wirksamkeit, dem gemeinen Haufen entzogen und nur wenigen Geweihten anvertraut, beinahe göttlich, in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt durch sein Verschwinden". Büsching suchte eine übersichtliche Geschichte des Grales aus den ihm zugänglichen Quellen, aus Tressans Auszug, aus dem Merlin, aus Wolframs Parzival und Albrechts Titurel unter Ausgleich der durch die Verschiedenheit der Vorlagen bedingten Widersprüche herzustellen. So ist der Gral eine aus einem Edelstein verfertigte Schüssel, die *„escuele"* der französischen Prosaromane und Wolframs Gralstein in neuer Gestalt! Der mährische Geistliche F. F. Hofstaeter veröffentlichte 1811 „Altdeutsche Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde", darunter die „Abenteuer des fronen Grales". Er benützte Ulrich Füetrers „Buch der Abenteuer" (1490), das Wolframs Parzival und den Lohengrin in verkürzter Fassung enthielt. Durch Vermittlung des Merlinromanes kamen Einzelheiten aus den französischen Gral-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

dichtungen hinzu. „Der frone Gral war gleichsam das Füllhorn der Griechen. Wo er niedergesetzt wurde, da füllten sich die Becher mit dem köstlichsten Weine und die Tafelgefäße mit den niedlichsten Gerichten. Merlins Dichter macht ihn zum Becher des letzten Abendmahles, den Josef zur Vergeltung seiner Leiden erhielt". So vermischten sich bei den deutschen Gelehrten Wolframsche Züge (Gral als Speisenspender) mit französischen (Gral als Abendmahlskelch oder Abendmahlsschüssel). Hofstaeters Quelle ist trübe, seine Wiedergabe mangelhaft, die ganze Arbeit wertlos, aber sie vermittelte weiteren Kreisen den Stoff in bequemer Übersicht. J. Görres förderte mit der Ausgabe des mhd. Lohengrin (1813) durch eine umfangreiche, wennschon arg verworrene Einleitung die Kenntnis von den Quellen der Gralssage. K. Rosenkranz schrieb 1830 die erste lesbare und übersichtliche Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, die im Abschnitt über das romantische Epos dem geistlichen Rittertum (Titurel, Parzival, Lohengrin) besondere Aufmerksamkeit widmete. Mit Lachmanns Wolframausgabe (1833) wurde die wissenschaftliche Erforschung des ganzen zur Gralssage gehörigen Schrifttums mächtig gefördert. San Marte (1836 und 1841) und Simrock (1842) verbanden mit der neuhochdeutschen Übertragung von Wolframs Gedicht weitausholende Untersuchungen über die gesamte Gralssage. Aus ihren Büchern schöpften lange Zeit alle nicht gelehrten Kreise, insbesondere die neueren Dichter, ihr Wissen von Parzival und vom Gral. Wenn auch Wolframs Parzival die Grundlage blieb, so wurde doch fast überall sein Gralstein durch den Kelch ersetzt. Mit dem Abendmahlskelch stellte sich die Vorgeschichte, wie Robert von Boron sie geschaffen, ein. So kam die französische Gralssage, die im Mittelalter fast keine Wirkung auf die deutsche Dichtung nach Wolfram ausgeübt hatte, erst in der Neuzeit zur Geltung und zwar unter Wahrung der von Kristian-Wolfram fest umrissenen Parzivalgeschichte. Die unleidliche Weitschweifigkeit, der die französischen Gralsromane im 13. Jahrhundert beim Versuch, Kristian und Robert zu vereinigen, verfielen, die planlose Gralsuche der mittelalterlichen Artusritterschaft wurde in Deutschland glücklicherweise vermieden.

Aus romantischen Kreisen stammen die ersten Gralsgedichte. Von Schlegel angeregt, erwog Uhland 1812 „ein Drama vom heiligen Gral". Der Gedanke tauchte nur flüchtig im Tagebuch (23. August 1812) auf, ohne daß es zu irgendwelchen Aufzeichnungen eines Entwurfes gekommen wäre. Fouqué hinterließ ein umfangreiches, bisher ungedrucktes Parzivaldrama, worin Wolframs Gespräche mit Meister Friedrich (d. i. Fouqué selber) den antiken Chor ersetzen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die erste große Gralsdichtung ist Immermanns „Merlin", eine dramatisierte „Mythe", die Merlin, den Sohn Satans und einer reinen Jungfrau, den Widerchrist in die Mitte der Handlung stellt. Das eigenartige Werk, das 1831/2 entstand, beruht auf Dorothea Schlegels Merlin, auf Hofstaeter und Rosenkranz. Wir besitzen neben dem vollendeten Gedicht auch einen kurzen Entwurf und eine gedrängte Nacherzählung der Gralssage. Zuerst hören wir aus Merlins Munde das „Mysterium vom Grale"; weiteres durch einen Minstrel am Artushofe; Artus und seine Ritter träumen vom Grale; endlich gelangen wir bis an die Stufen der Vorhallen von Montsalvatsch und hören das Gespräch zwischen Titurel, Parzival und Lohengrin. Zugleich verschwindet das Heiligtum in unnahbare Fernen. Mit feiner Kunst läßt der Dichter das Gralsgeheimnis mehr nur ahnen als wirklich schauen. Auf die Frage: „was ist der Gral" antwortet Merlin: „des Menschensohnes Blut, sanguis realis". Diese auf Jakobus von Voragine (1293) zurückgehende Deutung fand Immermann bei Rosenkranz: „die Schüssel empfing den Namen Gral, welchen die gewöhnliche Ansicht aus dem Lateinischen sanguis realis, im Romanzo saing regal als eine korrumpierte Benennung, St. Greal, Gral, wohl immer noch am richtigsten ableitet".

„In der Nacht des Schreckens, welche
sah den Verrat des Bösen,
griff er zum Wein im Kelche,
sprach: dies mein Blut wird euch von Schuld erlösen.
Nehmet, trinket, darin wohnt ein neu Vermächtnis,
was war, das ist gewesen,
und alle Zukunft bleibt des Abendmahls Gedächtnis."

Gleich hier bezeichnet Immermann den Gral als Geheimlehre im Gegensatz zur öffentlich gepredigten Heilslehre, wenn der Heiland fortfährt:

„Es wallt in meinem Blute
ein voller Doppelsegen,
denn zu gemeinem Gute
dient's allen, und fließt auch um wen'ger wegen:
euch send' ich in die Breit' und in die Weite;
indes versteckt gelegen
den Tempel ich auf Montsalvatsch bereite."

„Als Christus am Kreuze hing, trat der Kriegsknecht zum Stamme und öffnete mit dem Speere die Seite des Menschensohnes. Josef von

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Arimathia aber, der verhüllt sich in der Nähe geborgen, überwand bei diesem Anblick seine Furcht und fing das Blut in dem Kelche auf, aus dem das Testament des Neuen Bundes im Abendmahle gestiftet worden war. Dieses körperlich im Kelch vorhandene Blut ist der Gral. Er ward Mittelpunkt, Regent, Heiligtum einer unsichtbaren Gemeinschaft, die des Wunders der Wandlung nicht bedarf, um mit dem Gotte verbunden zu sein. Josef trug den Gral in eine dunkle Gruft und verscholl im Gedächtnis der Menschen. Seine Kleider veralteten nicht, er bedurfte nicht irdischer Nahrung, ein Licht ging vom Kelche aus und erhellte die Wände der Höhle. Er hat gelebt, bis der Schutt von Jerusalem die Kluft bedeckte, dann ist er gestorben, und der Gral ist zum Himmel emporgeschwebt." Ein neuer Gedanke taucht auf, der zwischen Roberts Gralskelch und Wolframs Gral vermittelt: nach langer Zeit läßt sich das Heiltum aufs neue zu den Menschen hernieder und gibt sich in Titurels Hut. Merlin spricht im Anschluß an diese Geschichte des Grales seine Gedanken aus. Der christliche Glaube hat sich zu Fischern, Zöllnern, Schächern, an dumpfe Sinne erniedrigt und ist auch auf Montsalvatsch in Titurels Haft, in einer bangen, eingeengten Zunft befangen. Daraus erhebt sich Merlins stolzer Gedanke, dem Grale neue würdige Hüter zu gewinnen: Artus und seine Ritterschaft!

„Geendet ist das Niedersteigen itzt!
Dich heimzuführen auf der Bahn des Geistes
wählst du Merlin. Er leitet dich, du weißt es,
den Rückweg, der von deinem Feuer blitzt.
Ich bin, der wirbt die fürstlichen Gemüter,
die Stirn, von Ruhm- und Minnekranz umlaubt,
die Ritter, Damen, König Artus' Haupt;
dem hehren Gral schaff ich die echten Hüter!"

Hier treffen wir auf Immermanns neuen und eigenen Gedanken, durch die Persönlichkeit Merlins Tafelrunde und Gral miteinander zu verbinden. Merlin vermißt sich, der Artusritterschaft, den Kindern der Welt, ein Führer d. h. in Wirklichkeit ein Verführer, zum Reiche des Grales zu werden, er will die von Gott gesetzte Ordnung eigenmächtig verbessern, einen neuen, freien Gottesdienst stiften. Die mittelalterlichen Romane kennen nur eine zwecklose, von Gauvains vergeblicher Fahrt bei Kristian ausgehende Gralssuche aller Artusritter. Immermanns Leitgedanke ersieht in Merlin den Vermittler zwischen der weltlichen Tafelrunde und dem geistlichen Gral, einen Ausgleich, der die „in der Erscheinung zerbrochenen göttlichen Dinge" wiederherstellen soll. In freiem Anschluß an Wolfram denkt sich Immermann Titurels

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Berufung und das Wesen des Grales folgendermaßen: nach mühseliger Wanderung, als er bereits verzweifelte, „erschienen ihm an einem öden Ort vier Engel, die den Gral vom Himmel herniedertrugen. Am Kelche erschien in Flammenschrift das Gebot, ihm Burg und Tempel zu bauen. Der Plan liegt vor den Füßen Titurels, er baut Montsalvatsch auf einem Onyxfelsen und wird der Pfleger des Grals. Die Wunderschrift am Kelche beruft die Templer von nah und fern. Nun beginnt ein Dasein, welchem nur die begeisterte Anschauung nahen kann. In der Kuppel des Tempels schwebt, von eigner Kraft getragen, der Gral, er verkündet seine Gebote in feurigen Zügen, die am Kelche erscheinen. Sie werden befolgt ohne Zwang, ohne ein Gefühl von Pflicht. Bei Nacht erleuchtet das Heiligtum die Kuppel mit rosarotem Scheine, zum Wegzeichen für die draußen wandernden Templeisen. Zart und geheimnisvoll ist dieses Leben; Montsalvatsch kann nicht gesucht, es muß gefunden werden, und es findens nur die, welche der Gral beruft. Im Tempel bedarf es keiner irdischen Nahrung, am Karfreitag schwebt eine weiße Taube hernieder, legt eine Oblate auf den Rand des Kelches, und alle sind für ein Jahr gespeiset. Schickt der Gral die Templer hinaus in die Welt, so darf niemand nach ihrer Herkunft fragen, sonst müssen sie zurück. Es ist das sichtliche Reich der Gnade, das Empyreum auf Erden." In den letzten Strophen deutet der Minstrel Parzivals ersten Gralsbesuch an: „er kommt nach Montsalvatsch. Trotz der Wunder, die ihn umgeben, und der Traurigkeit, die er dort sieht, versäumt er die Frage. Beim Abschied erfährt er, daß er den Fluch durch diese hätte lösen können. Tief betrübt tritt er wieder in die Welt". Immermann übernimmt den Kelch auch in Albrechts Gralsbeschreibung hinüber; daher erscheint, wie an Wolframs Gralstein, so am Kelch die Inschrift, die den Willen des Grales verkündet, Titurels Geschlecht und Josef von Arimathia sind bei Immermann die Begnadeten, denen die göttliche Offenbarung im Grale unmittelbar zuteil wird.

Artus und seine Ritter träumen vom Gral. Da legt Merlin seine Hand auf die Stirn des Königs und gibt sich, von Übermut verblendet, für den „Paraklet", den heiligen Geist aus. Er nimmt ihm die Krone ab und setzt sie ihm wieder auf: „sei König du im Grale! Folgt mir! Ihr wißt, wer mit euch geht: ich bin der Geist". Damit hebt die Irrfahrt der Tafelrunde nach dem unerreichbaren Ziele des Grales an. Vor dem nahenden Antichrist (Merlin) entweicht der Gral ins ferne Indien. Titurel bleibt Pfleger bei dem Brote des Lebens, König ist Parzival, Lohengrin geht als Bote in die Welt. So sehen wir nur wie eine flüchtige Erscheinung die drei Gralshüter vor der Entrückung: „der Tempel verschwindet und der Platz wird zur grauenvollen Einöde".

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Diese Einöde ist eben der Schauplatz, wo Artus mit seinen Rittern auf der vergeblichen Suche nach dem entrückten Gral verschmachten muß. Das Geheimnis des Grales ist nach Immermann die Gnadenwahl: „da wir aus eignen Kräften Gott nicht erreichen, so wird er sich wohl uns schenken müssen, und zwar jedem auf eigne, höchst wirkliche und höchst persönliche Weise. Hier würde die Brücke geschlagen sein für unser neues Wesen nach jenem alten Felsen von Montsalvatsch". Bei Rosenkranz las Immermann: „Parzival führt den Gral aus dem Abendland hinweg. Als Ursache wird angegeben, die Sünde der Christen habe so sehr überhand genommen, daß das Heilige nicht länger unter ihnen habe verweilen mögen: denn der Gral ordnet seine Flucht selbst an". Hierfür setzt Immermann das Nahen des Antichrist, des Merlin mit der von ihm verführten, aber nicht berufenen weltlichen Ritterschaft, vor deren Ankunft Montsalvatsch verschwindet.

Der letzte frei erfundene Auftritt schildert den Untergang der Tafelrunde in der Wildnis. Ginevra glaubt, den Abendschein der Sonne auf den Zinnen des Graltempels zu erblicken und Psalmenklang zu hören. Aber es sind die Regenrinnen in den Klippenreihen und die in den Tannen summenden Lüfte. Artus legt verzweifelt die Gralskrone auf einen Stein:

„O meiner Seele Warnelaut!
Verruchte, gespenstische Mären!
Nicht umsonst hat mich gegraut."

Sie zerstreuen sich mit dem Rufe nach Merlin. Der aber liegt im Walde von Briogne unter der Weißdornhecke im Zauberbann Ninianes und kann den Hilferufen, die zu ihm dringen, nicht mehr Folge leisten. Auf einem Domkirchhofe begegnen sich der Minstrel und Lohengrin. Der Minstrel zerbricht im Schmerz über den Untergang der Tafelrunde seine Harfe. Lohengrin setzt sich auf ein Grab und fragt den Gral, an wen er ihn gesendet. Er zog in die Welt, um jedem Bedrängten zu helfen:

„da fand ich unter Schutte tot Klingsoren,
Artus, Ginevren und die Schar verschmachtet,
und in Verrücktheit den Merlin verloren.
Mich dünkt, die Erd' ist nur ein leerer, trüber
baumloser Anger, mit Gebein besät,
kahl, unabsehlich, unfruchtbar, worüber
die schwarze Fahne der Vernichtung weht!"

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Immermann hat die Parzivalsage ganz ausgeschaltet. Trotzdem ist ihm aus dürftigen Quellen der zu seiner Zeit nur sehr mangelhaft bekannten Überlieferung eine gedankentiefe Dichtung gelungen, die in eindrucksvollen Bildern anschaulich eine neue Idee gestaltet. Der Merlin darf als eine schöpferische Neuformung der Gralssage gerühmt werden. Der alte Stoff ist mit neuen Gedanken erfüllt. Seine dichterische Eigenart bewährte Immermann hier noch viel mehr als im Tristan. Was in den mittelalterlichen Romanen lose und verwirrend nebeneinander herläuft, ist tiefsinnig zu einem einheitlichen Gebilde verbunden, der Zwiespalt zwischen höfischem und geistlichem Rittertum zum ergreifenden Trauerspiel auf weltweitem Hintergrund von Christ und Widerchrist zusammengefaßt.

In der Neuzeit wurden mehrere Versuche unternommen, Wolframs Parzival in engem Anschluß an die Vorlage oder in freier Bearbeitung wieder aufleben zu lassen. Emil Engelmann schrieb 1888 (2. Aufl. 1894) einen Parzival fürs deutsche Haus in schönem Druck mit Bildern. Die Nachdichtung gründet sich auf Wolfram, berücksichtigt aber auch Kristian und faßt den Gral als ein „Prachtgefäß", eine „Wunderschale", im Trevrizentabschnitt aber doch als Stein. G. Bötticher (1885, 2. Aufl. 1893) hoffte, mit einer kürzenden reimlosen Bearbeitung und Erläuterungen dem Verständnis der Gegenwart näherzukommen, während K. Pannier (1897) mit einer vollständigen Übertragung sich in Simrocks Bahnen bewegte, aber in Vers und Sprache den neuhochdeutschen Gesetzen gerecht wurde. Während W. Holtschmidt (1924) den Parzival strophisch nachdichtete und alle Beziehungen Wolframs auf Zeit und Zeitgenossen tilgte, suchte Th. Matthias (1925) eine streng sachliche wortgetreue Übertragung der Werke Wolframs zu schaffen, freilich mit Aufgabe des Endreims und Vierheblers, der mit Fünf- und Sechsheblern wechselt, so daß der Leser wohl vom Inhalt, aber nicht von der Form der mhd. Gedichte eine Vorstellung erhält. Alle Nacherzählungen und Bearbeitungen werden durch Wilhelm Hertz (1898; 7. Aufl. 1927) weit übertroffen. „Wenn ich den Versuch wagte, den alten Dichter meinen Zeitgenossen näherzubringen, so blieb mir nichts anderes übrig, als ihn, der in seiner Sprache nicht nachgebildet werden kann, in meine Sprache zu übersetzen. Ich mußte darauf bedacht sein, zu kürzen, eine Verpflichtung, der ich besonders in den beiden ersten Büchern und in der großen Gawanepisode nachzukommen bestrebt war. Auch die literarischen und zeitgeschichtlichen Anspielungen sowie einzelne persönliche Auslassungen des Dichters wurden übergangen. Von der Überfülle der Eigennamen bei Wolfram bin ich zur weisen Enthaltsamkeit Kristians zurückgekehrt." In vollendeter Schönheit und

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Anschaulichkeit stellt sich bei Hertz die Geschichte vom Gralshelden dar. Was Gottfried von Straßburg an Wolframs Stil tadelt, ist weggeblieben: Gottfried hätte an diesem Parzival nichts auszusetzen gehabt. Wilhelm Hertz versteht als Gelehrter und Dichter die mittelalterliche Dichtung vollkommen und gestaltet sie sprachlich neu, daß sie wie eine Schöpfung der Gegenwart wirkt. Die Erläuterungen, durch Nachträge G. Rosenhagens seit 1911 auf dem neuesten Stand der Forschung erhalten, bieten eine ebenso gründliche wie klare Zusammenfassung der erzielten wissenschaftlichen Ergebnisse im Bereich der Sage von Parzival und vom Gral.

Seit den achtziger Jahren mehrten sich die Nacherzählungen, die bald in engerem Anschluß an Wolfram, bald in freier Wiedergabe mit Zusätzen und Kürzungen für weitere Kreise, für Jung und Alt den Stoff verarbeiteten. Aus der großen Menge dieser Darstellungen hebe ich hier nur wenige hervor, die durch ihren Inhalt oder die Persönlichkeit des Verfassers Anspruch auf Beachtung haben. R. von Kralik schrieb 1907 (2. Aufl. 1909) eine „poetische Sagenchronik" der gesamten französischen und deutschen Überlieferung vom Gral und von der Tafelrunde. Seine in trockenem Ton verfaßte Erzählung vermochte nicht, die weitschichtige Überlieferung zu bemeistern. Im Gegenteil trugen die eigenen Zutaten nur dazu bei, den schwunglosen Bericht noch mehr zu verwirren, als es durch unvermittelte Zusammenfassung unvereinbarer Quellen überhaupt schon geschah. Will Vespers Parzival, ein Abenteurerroman (1911) folgt im allgemeinen Wolfram, aber mit Kürzungen, Umstellungen und Zusätzen, die weder zur Klärung noch zur Vertiefung der Erzählung dienen. Der Gral ist die Abendmahlschale. Gerhart Hauptmanns „Parsival" und „Lohengrin" (1913) sind ein Gemisch aus flüchtigster Quellenkenntnis und eigenen Einfällen, die Erzählung bewegt sich in farbloser Prosa. Die Schreibweise Parsival ist aus Wolframs Parzival und Wagners Parsifal zusammengesetzt. Amfortas ist nach Hauptmann Parsivals Vater! Wir erfahren nicht, wie und warum er verwundet ward und daß nur Parsival ihm Heilung bringen kann. Hauptmann läßt also mit vielem anderen die Hauptsache weg. Für die dichterisch wertvollen Seiten seiner Vorlagen bekundet er kein Verständnis. Weit besser ist Hans von Wolzogens „Parzival der Gralsucher, eine deutsche Heldengeschichte von Wolfram von Eschenbach, neu und frei erzählt" mit Federzeichnungen von Franz Stassen (1922). In sieben Abschnitten (Gahmuret, Parzival der Tor, der Schüler, der Ritter, der Gebannte, der Gralsucher, der Gralskönig) ist die Handlung übersichtlich gegliedert und schlicht und eindrucksvoll erzählt, mit Ausschaltung des Über-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

flüssigen und mit vertiefender Verdeutlichung und Ausdeutung einzelner Vorgänge. Der Gral ist „ein Geheimnis, ein Gefäß aus kostbarem Stein". Der Einsiedler sagt vom Gral: „Engel brachten ihn einst vom Himmel dem frömmsten Ritter, Titurel; der barg das Wunder in der Burg, die keiner findet, den nicht Gott beruft. Der Gral birgt das Blut des Herrn, der für die Menschheit am Kreuze starb". Albrecht Schaeffers Parzival, „ein Versroman in drei Kreisen" (1922) ist eine sehr freie Bearbeitung von Wolframs Gedicht mit gelegentlicher Heranziehung französischer Quellen und G. Hauptmanns zur Erweiterung der Gralsvorstellungen und mit höchst abenteuerlichen eigenen Zusätzen. Die Gestalten und Vorgänge des Wolframschen Gedichtes erscheinen meist in ganz verschiedenen Umständen und Beziehungen, so z. B. Trevrizent in seiner unreinlichen Höhle, die er mit dem ewigen Juden teilt und die wiederholt von Parzival aufgesucht wird. Der Jude ist dazu ausersehen, als Zeitgenosse Christi über den Gral, die Schale mit Christi Blut, Auskunft zu erteilen. Schaeffer hat viel verändert und hinzugefügt, wobei er abliegende Quellen, die mit Parzival und Gral gar nichts zu tun haben, benützte: in der Gralsszene folgt das Einhorn der Repanse: Böcklins Schweigen im Walde; auf seinen Fahrten kommt Parzival zum verlorenen Sohn, zu Hieronymus in der Zelle, zur Melancholie, er reitet wie Dürers Ritter zwischen Tod und Teufel. Die Erzählung ist mit Naturbildern durchwirkt und mit breiten Umweltschilderungen erweitert. Das ganze Werk, dessen Vers fünffüßige Trochäen bilden, ist eine wunderliche, stilwidrige Mischung von erhabenen und häßlichen Auftritten. Man vermißt durchaus die von innen her schaffende Neugestaltung, die die einzelnen Teile zu einem einheitlichen Ganzen verschweißt. In seinem Buche „Flamme über die Welt" (1926) veröffentlichte Siegfried von der Trenck einen Parzival, „Bilder, Gedanken, Geschehnisse", eine Erzählung in meist neunzeiligen trochäisch gebauten Strophen, die Schlußgesänge in einer überaus holperigen Abart der Nibelungenstrophe. Die eigentliche Handlung ist nur in blassen Umrissen angedeutet, für den unbefangenen Leser kaum verständlich. Parzival sucht den Gral schon von Kindesbeinen an, unterläßt aber trotzdem die Frage. Der Gral wird als die Schale bezeichnet, in der Josef das heilige Blut auffing. Aber meist ist der „Gral" Trencks ein durchaus fließender, unfaßbarer Begriff, Alles und Nichts. Der Verfasser legt das Hauptgewicht auf die Betrachtungen, die er an die „Geschehnisse" anknüpft und die sich ins Allgemeine, Wesenlose und Leere verflüchtigen. Trenck scheint von Schaeffer beeinflußt, wie schon die Verse erweisen. Als Probe hier die einleitende Strophe:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

an des Eschenbaches Saum
durft ich Osterblumen lesen.
Ist es euch nicht lieb gewesen,
geht zum alten Meister hin.
Jeder sucht sich seinen Sinn
aus der breiten reichen Fülle.
Daß dies beides um ihn quille:
ängstliche Karfreitagsstille,
blütendichter Ostertraum.

Man wird gern die Mahnung beherzigen, zum alten Meister hinzugehen, aus des Gedankens Blässe und Dürre zur klaren, lebendigen Anschaulichkeit. Der „Liebesgral" von Georg Terramare (1913) ist eine romantische, von Wundern und Gesichten erfüllte freie Nacherzählung von Wolframs Schianatulander, wobei gerade alle unentbehrlichen und eigenartigen Züge der Überlieferung, die kaum wiederzuerkennen ist, ausgetilgt wurden. Alles zerfließt in dunkle Mystik, die mit dem rechten Gral nichts mehr gemein hat.

Karl Vollmöllers Parcival (1900) ist eine lose Folge blasser Stimmungsbilder, die nur allgemeine Beziehung zur Sage aufweisen. Man könnte den Inhalt als Parzivals Irrfahrt zwischen dem ersten und zweiten Besuch auf der Gralsburg bezeichnen. Der Graf Gobineau fügte seinem Heldengedicht „Amadis" (1887), das seinen Inhalt von überallher bunt zusammenwürfelt, ein Gespräch zwischen dem in Indien wandernden Perceval und einem Büßer ein. Der Trevrizentauftritt ist insofern umgekehrt, als der Büßer nach dem heiligen Gral frägt und von Perceval Auskunft erhält. In seiner Gedichtsammlung „Lichtland" (1912) wiederholt Friedrich Lienhard das Gespräch zwischen Parsifal und einem christlichen Büßer, eine sinnbildliche Deutung der Pfade, die zum Grale führen: Einsiedler und Ritter suchen beide hehres Menschentum in Weltflucht und im Kampf mit der Welt.

Chamberlains Parsifalmärchen (1892—94) gehören zu Wagners Drama, dessen Gedanken sie weiter spinnen. Das Weihnachtsmärchen spielt zwischen dem zweiten und dritten Aufzug, ein Erlebnis aus Parsifals Irrfahrt. Das Ostermärchen zeigt den jungen König im Gebet am Abend jenes Karfreitags, an dem er die Gralsburg wiederfand und durch Berührung mit dem heiligen Speer Amfortas Genesung brachte. Das Pfingstmärchen erzählt Parsifals Tod und Lohengrins Heimkehr. Chamberlain deutet in schlichtem Märchenton die seelischen Geheimnisse des Parsifaldramas, das er über den zeitlichen und formalen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Abstand mit dem Lohengrin zu einer höheren Einheit verbindet. Vom rein sagengeschichtlichen Standpunkt aus ist die Nachfolge Lohengrins, nachdem er das Leid des Lebens erfuhr, im Amte des Gralskönigs ein erhabener Abschluß, wovon die mittelalterliche Überlieferung nichts weiß.

Die dramatischen Dichtungen sind fast alle Seitenläufer zum Parsifal, in dessen Schatten sie leblos bleiben. Wilhelm Henzen veröffentlichte 1889 ein „Mysterium in fünf Akten" nach Wolframs Parzival und Wagners Parsifal mit ungeschickten eigenen Erfindungen und Zutaten. Das „Mysterium", in wechselnden gereimten und ungereimten Verszeilen, ist oberflächlich und äußerlich, ohne Verständnis für die willkürlich benützten Quellen. Karl Schaefer schrieb 1891 Titurel, ein Bühnenvorspiel zur Gralssage, nach Wolframs „gleichnamigem Bruchstück" frei bearbeitet. Schionatulander und Sigune sollen einen „wirkungsvollen Gegensatz" zum Lohengrin bilden. „Schionatulander, von Liebe zu Sigune ergriffen, ist das Abbild des ungehorsamen und abtrünnigen Gralstreiters, der um irdischer Liebe willen sich am Gral verfehlt, den Schutz desselben verliert und die Folgen seines Ungehorsams mit Verblendung, Siechtum und Tod sühnen muß". Form und Inhalt dieses zwischen Operntext und gesprochenem Drama hin und her pendelnden „Bühnenvorspiels" sind geschmacklos. Richard von Kralik behandelt in seinem dreiaktigen Drama „der heilige Gral" (1912) die Vorgeschichte des Parsifal, wie Amfortas den Speer verlor. Auch dieser Text ist in schlechtem Sinne opernhaft. Die Handlung, frei erfunden, hängt eigentlich nur durch die Namen äußerlich mit Wolframs Parzival zusammen. Kraliks Gralsdrama ist ebenso unmöglich und unerquicklich wie seine nüchterne Gralschronik. Endlich schrieb Rudolf König 1914 den Gral, „eine Dichtertragödie aus dem deutschen Mittelalter", nämlich die Entstehung des Straßburger Parzival von Wisse-Colin (vgl. oben S. 39). Parzival und Kondwiramur, eine dramatische Dichtung in fünf Aufzügen von Hans Rhyn (1924) hat mit der wirklichen Gralsüberlieferung fast nichts mehr gemein. Der Gral erscheint nur im allgemeinen als Ziel ritterlichen Strebens und wird durch Selbstüberwindung gewonnen. Die Gralsburg ist ohne jegliches Geheimnis, ohne Sinn und Bedeutung, ein farbloser Begriff.

Eduard Stuckens Dramenfolge „der Gral" (1902—22) besteht aus einzelnen, in sich selbständigen Teilen: Merlins Geburt, ein Mysterium; Lanval, ein Drama; Gawan, ein Mysterium; Lanzelot, ein Drama; Tristram und Ysolt, ein Drama; das verlorene Ich, Tragikomödie. Nur Merlin und Lanzelot sind Gralsdramen, die übrigen beschränken sich

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

auf flüchtige Anspielungen. Mit Merlin ist wie bei Immermann der Gral auf mystische Weise verknüpft. Die Teufel sind im ersten Bild damit beschäftigt, einen Höllengral als Gegenstück zum Heiligen Gral herzustellen. Aber das Gefäß zerspringt in tausend Scherben. Luzifer weiß wohl, warum:

den Gral füllt kostbares Blut, Wundmalen entronnen!
Nicht der Kelch zwingt die Welt ins Joch, nein, der Wein der Passion.

Der Teufel Naama meint:

Wohlan, so erzeuge dir doch einen Teufelssohn!

Dieser Gedanke ist aber nicht weiter geführt, vielmehr wird Luzifer als Nachfolger Josefs von Arimathia im rechten Gralsdienst bezeichnet, eine gewagte Auffassung, die in der Überlieferung keine Stütze findet. Wenn nach Wolfram die neutralen Engel einst zu Gralshütern berufen waren, so geht Stucken einen Schritt weiter: er läßt Luzifer selbst unter dem Namen Amfortas durch Engel mit der Gralskrone krönen! Diese Erfindung ist weder tief noch kühn, nur verworren und unklar. Auch ist bisher nicht ersichtlich, wie Stucken auf solcher Grundlage fortzufahren dachte. Das eigentliche Drama vom Gral ist der Lanzelot. Am Anfang wird die Verwundung des Amfortas durch die heilige Lanze geschildert nach der auch von Tennyson und Swinburne benützten späten Balendichtung; den Hauptteil bildet Elaines Liebe zu Lanzelot und die Geburt Galahads, des Gralshelden der „Queste" (vgl. oben S. 22). Auch hier ist die Überlieferung sehr frei behandelt. Stuckens Verse mit Binnen- und Endreim sind überladen und schwerflüssig, im Drama kaum sprechbar, die Sprache ist gekünstelt. Insofern nimmt Stuckens Gral eine besondere Stellung ein, als er jede Anlehnung an Wagner, aber auch an Wolfram vermeidet, dafür aber von englischen Vorbildern beeinflußt wird. Der Verfasser strebt mit bewußter Absicht danach, neu und eigenartig zu wirken. Hinter den englischen Dichtern, die ähnliche Ziele verfolgen, bleibt er weit zurück.

Im Juli 1845 las Richard Wagner bei einem Marienbader Kuraufenthalt die Gedichte Wolframs in den Bearbeitungen von San Marte und Simrock, dazu den Lohengrin in der Ausgabe von Görres (1813) mit dessen verworrener, aber stofflich reichhaltiger Einleitung. Daraus erwuchs die Lohengrindichtung. Im fernen Land liegt die Burg Montsalvat, inmitten ein lichter Tempel. Das Vorspiel „der heilige Gral" schildert in Tönen die Herabkunft des wundertätigen Gefäßes im Geleit einer Engelschar. Der Gral blieb auf Erden in der Hut Titurels und seiner Ritterschaft. Alljährlich schwingt sich eine Taube vom Himmel herab, um des Grales Wunderkraft neu zu stärken.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Bei der ersten Aufzeichnung des Tristandramas im Herbst 1854 zog Parzival auf der Gralssuche am Lager Tristans vorüber: „wo find' ich dich, du heil'ger Gral, dich sucht voll Sehnsucht mein Herze" — so klang die Weise verhallend aus der Tiefe herauf. Am Karfreitag 1857 löste sich Parzivals Gestalt endgültig vom Tristan los und ward selbständig. An einem sonnigen Morgen blickte der Meister über See und Gebirg des Züricher Landes. Vom Lenzeszauber umsponnen, gedachte er des heiligen Tages; er entsann sich, „wie bedeutungsvoll diese Mahnung mir schon einmal in Wolframs Parzival aufgefallen war. Vom Karfreitagszauber aus konzipierte ich schnell ein ganzes Drama, welches ich, in drei Akte geteilt, sofort mit wenigen Zügen flüchtig skizzierte". Der älteste Entwurf ist nicht erhalten; wir dürfen aber mit Bestimmtheit annehmen, daß er sich in der Hauptsache eng an Wolfram anschloß, dessen neuntes Buch Parzivals Ankunft in Trevrizents Waldklause erzählt. Dem eigenen Erlebnis Wagners gemäß erglänzt im Drama eine anmutige Frühlingsgegend, die Blumenaue, während das Epos von öder Schneelandschaft berichtet. Mit dem ritterlichen Einsiedler verwuchs im Drama der auf einer Bußfahrt begriffene graue Ritter, der Parzival zurechtweist, weil er am Karfreitag in reichem Waffenschmuck stolz zu Roß daher reitet. Dazu kam noch Sigune, die Klausnerin, bei der Parzival zuerst einkehrt. So waren Schauplatz und Gestalten — Parzival, Trevrizent, Sigune — bereits im ersten Entwurf gegeben. Von hier führte Parzivals Weg, mit Übergehung der bei Wolfram dazwischen liegenden Ereignisse, unmittelbar zur Gralsburg, zur Heilung des Amfortas, die damals noch durch die Mitleidsfrage, nicht durch den heiligen Speer erfolgte. Den Gral, schon im Lohengrin ein „Gefäß von wundertätigem Segen", faßte Wagner mit den französischen Romanen, deren Inhalt bei San Marte und Simrock mitgeteilt wird, als die Trinkschale des Abendmahles, in der Josef von Arimathia das Blut des Heilands am Kreuze auffing. Von Anfang an wahrte er sich um der Klarheit und Anschaulichkeit willen der Überlieferung gegenüber volle Freiheit und bewährte in der Auswahl des Wesentlichen und in der Weglassung des üppig wuchernden epischen Rankenwerks einzigartige dichterische Gestaltungskraft. Die einfache Gliederung des dritten Aktes wirkte auf den ersten: auch hier zwei Schauplätze, der Wald mit dem heiligen See und der Gralstempel. Die Begegnung zwischen Parzival und Amfortas war durch Wolfram gegeben. Dazu kam ein „alter Knappe" (Gurnemanz) und die Gralsbotin (Kundry). Für den zweiten Akt waren Wolframs Gawanbücher Quelle. Ein Zauberer, bei Wolfram Klinschor, hatte mit seinen Künsten ein Wunderschloß erbaut und viele schöne Frauen dorthin entführt,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

um sich an der Menschheit zu rächen. Wie er selber durch eine Gewalttat vom Liebesgenuß ausgeschlossen ist, so will er andere Männer dadurch schädigen, daß er ihre Geliebten raubt. Bei Wolfram ist Gawan dazu ausersehen, diesen Zauber zu brechen und die Frauen und Mädchen zu erlösen, bei Wagner Parzival. Die Abenteuer, die Gawan besteht, sind lose mit dem Minnedienst verknüpft, den er der wunderbar schönen, aber launischen und böswilligen Orgeluse widmet, von deren Zauber kein Ritter unberührt bleibt. Amfortas empfing in ihrem Dienste durch den vergifteten Speer eines Nebenbuhlers die verhängnisvolle Wunde, nur Parzival ritt schweigend an ihr vorbei, er allein verschmähte die Vielumworbene. Aus diesen Anregungen erwuchs der zweite Aufzug: Parzival widerstand der Verführung und brach den Zauber des Wunderschlosses. So etwa ist die Züricher Fassung des Parzival zu denken. Einige wenige Bilder und Gestalten aus Wolframs Gedicht — außer Parzival der Einsiedler, Gurnemanz, der sieche König, der alte König, Sigune, Kundry, Orgeluse und der Zauberer — hafteten unverlöschlich in Wagners Gedächtnis, als er am Karfreitag 1857 seinen ersten Entwurf flüchtig aufzeichnete.

Aus den Briefen der Jahre 1858—60 ersehen wir, wie sich am Parzivaldrama immerwährende, still fortreifende Arbeit vollzog, oft nur in Gedanken oder kurzen Randbemerkungen zum Entwurf, bis der Zeitpunkt einer neuen zusammenfassenden Aufzeichnung erschien. Neue Gedanken verweben sich mit dem Stoffe, vertiefend und umgestaltend. „Das Mitleid erkenne ich in mir als stärksten Zug meines moralischen Wesens, und vermutlich ist dieser auch der Quell meiner Kunst". Und dieses Mitleid erstreckt sich auf alle lebenden Wesen, namentlich auf die Tiere. Auch Wolframs junger Parzival weint, wenn er die von ihm mit Pfeilschuß erlegten Vöglein tot vor sich liegen sieht. Der leidende Amfortas trat immer mehr in den Vordergrund. Das waren die beiden Grundpfeiler, auf denen der beherrschende sittliche Leitgedanke des Dramas beruht. Neben dem Parzivalentwurf beschäftigte sich Wagner damals mit einem indischen Drama „die Sieger". Auch von dieser Seite her erfuhr der Mitleidsgedanke als Grundlage der Religion wesentliche Verstärkung. Kundry ward jetzt durch die mit dem Buddhadrama verbundene Wiedergeburtslehre zum „weltdämonischen Weib". Das „wunderbar grauenhafte Geschöpf" (Kundry), das den Gralsrittern dient, sollte „ein und dasselbe Wesen mit dem verführerischen Weib des zweiten Aktes" sein, also Kundry eins mit Orgeluse. Einen äußeren Anstoß dazu gab Wolfram, der die wilde Gralsbotin und die schöne Schwester Gawans im Zauberschloß mit demselben Namen Kundrie benennt, ohne jedoch dieselbe Persönlichkeit darunter zu verstehen. Der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Gral als Behälter des heiligen Blutes führte auf die Zeit zurück, da Christus auf Erden wandelte. Schon 1848 entwarf Wagner ein biblisches Drama „Jesus von Nazareth". Von dorther kam die büßende Magdalena (Kundry im dritten Akt) ins Drama. Wie Prakriti, das indische Mädchen, in den „Siegern" in heftiger Liebe zu Buddhas Lieblingsjünger Ananda entbrennt, um durch ihn zur Entsagung erlöst zu werden, so wurde auch Jesus von der sündigen Magdalena in irdischer Weise geliebt. Das alles klingt im zweiten Aufzug des vollendeten Parzivaldramas nach. Wolframs Gedicht, von Wagner zu einem Drama in drei Akten verdichtet, nahm nach und nach buddhistische und christliche Züge auf und entfernte sich dadurch immer mehr von seiner unmittelbaren Vorlage. Durch die Sage vom ewigen Juden und die Lehre von der Wiedergeburt reichte Kundry-Magdalena bis zur Zeit Christi zurück und stand in geheimnisvollem Zusammenhang mit dem Gral (Abendmahlskelch und Blutgefäß). Als Stellvertreter des Heilands, wie Galahad in den französischen Prosaromanen, durfte Parzival im dritten Akt durch die Taufe sie erlösen, ihr irdischer Leidensweg endigte im beseeligten Aufblick zum Gral, der ihr den Segen der Todesruhe spendete. Der Züricher Parzival, die Sieger und Jesus von Nazareth verwoben sich zu einem neuen einheitlichen Gebilde, dessen Wachsen und Werden wir aus gelegentlichen Andeutungen ahnen können.

König Ludwig verdanken wir die Wiederaufnahme des Werkes: vom 27. bis 30. August 1865 wurde die Parzivaldichtung in der ersten bisher bekanntgewordenen Fassung niedergeschrieben. Der Inhalt des Entwurfes deckt sich ziemlich genau mit dem fertigen Drama, aber, dem Zwecke der Mitteilung an den König entsprechend, wird vieles ausführlich erzählt, was im Drama kürzer gefaßt ist. So stellt Wagner eine über den Gral und Klingsor belehrende Vorgeschichte voran, die im Drama als Erzählung des Gurnemanz an die Knappen erscheint. Vom Gral wird berichtet, daß er seine Hüter jeder irdischen Sorge überhob, indem er für Speise und Trank der Gemeinde sorgte. „Durch geheimnisvolle Schriftzeichen, welche beim Erglühen des Kristalls an dessen Oberfläche sich zeigten und nur dem würdigen Hüter der Ritterschaft verständlich waren, meldet der Gral die härtesten Bedrängnisse Unschuldiger in der Welt und erteilt seine Weisungen an diejenigen der Ritter, welche zu ihrem Schutze entsendet werden sollen. Den Tod bannt er von seinen Geweihten: wer das göttliche Gefäß erblickt, kann nicht sterben. Nur aber, wer vor den Verlockungen der Sinnenlust sich bewahrt, erhält sich den Segen des Grales: nur dem Keuschen offenbart sich die beseeligende Macht des Heiligtums." „Amfortas, der Hüter des Grales, siecht an einer unheilbaren Speerwunde, die er in einem

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

geheimnisvollen Liebesabenteuer empfangen. Titurel, der ursprüngliche Gewinner des Grales, sein Vater, hat in höchstem Alter dem Sohne sein Amt, somit die Herrschaft über die Gralsburg Montsalvat übergeben. Er muß dem Amte vorstehen, trotzdem er sich durch den begangenen Fehltritt dessen unwürdig fühlt, bis ein Würdigerer erscheint, es ihm abzunehmen. Wer wird dieser Würdigere sein? Woher wird er kommen? Woran wird man ihn erkennen?" Jenseits der Gebirgeshöhe liegt eine andere unheimliche Burg, die wie Montsalvat auch nur auf zauberhaften Wegen aufgefunden wird. „Der Fromme vermeidet ihr zu nahen, wer ihr aber naht, kann der bangen Sehnsucht nicht wehren, mit der es ihn nach den glänzenden Zinnen verlockt, welche aus einer nie gesehenen Pracht der wunderbarsten Blumenbaumwaldung hervorragen, und von wo zauberisch süßer Vogelsang herdringt, berauschende Wohlgerüche sich ergießen. Dies ist Klingsors Zauberschloß. Dunkle Sagen gehen über den Zauberer. Niemand sah ihn; man kennt ihn nur an seiner Macht. Diese Macht ist: Zauberei. Das Schloß ist sein Werk: durch ein Wunder ist es entstanden, mitten in einer früher öden Gegend, in welcher zuvor nur die Hütte eines Einsiedlers gestanden. Wo jetzt alles auf das üppigste und berauschendste wie an einem ewigen Frühsommerabende blüht und webt, war einst in nackter Wüste nur das einsame Hüttchen zu sehen. Wer ist Klingsor? — Man vermutet, Klingsor sei derselbe, der einst als Einsiedler fromm jene jetzt so veränderte Gegend bewohnte: es heißt, er habe sich selbst verstümmelt, um die sinnliche Sehnsucht in sich zu ertöten, welche zu bekämpfen durch Gebet und Buße ihm nie vollständig gelungen sei. Von der Gralsritterschaft, der er sich habe anschließen wollen, sei er durch Titurel zurückgewiesen worden, und zwar aus dem Grunde, daß die Entsagung und Keuschheit aus innerster Seele fließen, nicht aber durch Verstümmelung erzwungen sein müsse." Im Münchener Entwurf tritt also Klingsor in den Vordergrund, indem er mit dem namenlosen Nebenbuhler des Züricher Entwurfes verschmolz. Klingsor hat den Amfortas verwundet; einer seiner Ritter stürmt mit derselben Lanze, die dem Amfortas die Wunde schlug, auf Parzival ein. Hier findet sich die Anmerkung, es sei die Lanze, mit der einst Longinus den Heiland am Kreuze durchstochen und deren sich Klingsor als wertvollstes Zaubermittel bemächtigt hatte. Parzival entreißt seinem Gegner die Lanze, schwingt sie und stürzt damit die Zauberpracht in Trümmer. Aber noch verlautet nichts davon, daß der Speer ursprünglich im Besitz der Gralsburg war und beim Zug des Amfortas gegen Klingsor an diesen verloren ging. Der Speer wird, wie bei Wolfram, nur in Beziehung zur Wunde des Amfortas gesetzt. Die aus den französischen Gralsromanen stam-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mende, bei Wolfram nicht vorhandene Auffassung als Reliquie führte notwendig zur Verbindung mit dem Gral. In dieser Anmerkung des Münchener Entwurfes ist also der Keim zu fruchtbarer und bedeutungsvoller Weiterbildung der Sagenmotive ersichtlich.

Von Kundry, über deren Art und Vorleben bei Klingsors Beschwörung berichtet wird, heißt es: „Kundry lebt ein unermeßliches Leben unter stets wechselnden Wiedergeburten infolge einer uralten Verwünschung, die sie, ähnlich dem Ewigen Juden, dazu verdammt, in neuen Gestalten das Leiden der Liebesverführung über die Männer zu bringen; Erlösung, Auflösung, gänzliches Erlöschen ist ihr nur verheißen, wenn einst ein reinster, blühendster Mann ihrer machtvollsten Verführung widerstehen würde. Noch keiner hat ihr widerstanden. Nach jedem neuen, ihr endlich tief innerlichst so verhaßten Siege, nach jedem neuen Falle eines Mannes, verfällt sie in Rasen; sie flüchtet dann in die Wildnisse und weiß sich der Macht ihrer Verwünschungen durch die strengen Büßungen und Kasteiungen längere Zeit zu entziehen; doch ist ihr verwehrt, auf diesem Wege das Heil zu finden. Unbewußt steigt in ihr immer wieder die Sehnsucht auf, durch einen Mann erlöst zu werden, wie der Fluch ihr ja auch einzig diesen Weg der Erlösung anzeigt: so läßt sie die innerste Notwendigkeit stets von neuem der Macht verfallen, die sie zur Wiedergeburt als verführerisches Weib treibt. Die Büßerin verfällt dann in einen Todesschlaf: die Verführerin erwacht, bis diese wieder nach Wahnsinnsrasen zur Büßerin wird. Da nur ein Mann sie erlösen kann, flüchtet sie als Büßerin endlich zu den Gralsrittern; hier unter ihnen müsse der Erlöser zu finden sein. Sie dient ihnen mit leidenschaftlicher Aufopferung: nie fällt in diesem Zustande ein Blick der Liebe auf sie; sie ist ganz nur dienende, verachtete Sklavin. Klingsors Zauber hat sie entdeckt: er kennt den Fluch und die Macht, durch die sie ihm zu Dienste gezwungen werden kann." Klingsor benützt Kundry zur Verführung der Gralsritter. Ihr letztes Werk war die Verführung des Amfortas, den Klingsor in seine Gewalt bringen wollte, um ihn schändlich zu verwunden. Und ebenso strebt er danach, Parzival, über den wundersame Weissagungen gehen, zu verderben.

Die Vollendung des Bühnenweihfestspiels „Parsifal" fällt in die Jahre 1877—82. Nach der Auslegung von J. Görres (1813) wurde Parzival zu Parsifal umgetauft und aus dem Arabischen gedeutet. Im Namen sollte Art und Wesen des Helden angezeigt sein: „der reine Tor".

Unter den neuen schöpferischen Eingebungen, die den Parsifal von den vorhergehenden Entwürfen unterscheiden, steht das im zweiten

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Akte des Münchener Entwurfes zuerst auftauchende Speermotiv obenan. Speer und Gral gehören jetzt unlöslich zusammen. Die Engel haben einst das „Weihgefäß", die Abendmahlschale, in die das Blut des Gekreuzigten floß, und den Lanzenspeer, der dies vergoß, in die Hut Titurels gegeben, der den Heiltümern das Heiligtum erbaute. Amfortas führte wider Gralsgebot den Speer im Kampfe gegen Klingsor, der ihm das Heiltum entwendet. „Der Speer ist nun in Klingsors Hand" — „den Gral auch wähnt er fest schon uns entwunden". Ganz anders verfährt hernach Parsifal auf seiner Gralsuche. Er gewinnt Wunden ohne Zahl, um das Heiltum heil zu bergen: „denn nicht ihn selber durft' ich führen im Streite, unentweiht führt' ich ihn mir zur Seite, des Grales heil'gen Speer". Es gilt als frevelhaft, des heiligen Speeres als Angriffs- oder Verteidigungswaffe sich zu bedienen. Allzukühn verstieß einst Amfortas gegen dieses Gebot. Zur Strafe verlor er den Speer an Klingsor, der sich übermütig mit seinem Siege brüstet und hofft, bald auch den Gral gewalttätig zu erobern. Der Speer ist zugleich ein Sinnbild der Wehrhaftigkeit der Ritterschaft. Gral und Speer zusammen sind die Wahrzeichen der Machtvollkommenheit, die gemindert wird, wenn eines der beiden verloren geht. Wolfram von Eschenbach hatte den blutigen Speer aus Kristians Percevalroman mit der Wunde des Amfortas in Zusammenhang gebracht. Wagner verband den Gedanken Wolframs mit der Deutung, die in den späteren französischen Gralsromanen der blutenden Lanze gegeben wurde: der Lanze, die Christi Seite durchbohrt hatte, eignete die Kraft, Wunden zu schlagen und zu schließen. Eine neue, selbständige und bedeutungsvolle Umbildung mittelalterlicher Motive! Die geheimnisvolle Beziehung zwischen Lanze und Gral als Heilandsreliquien offenbart sich in Parsifals letzten Worten:

„die deine Wunde durfte schließen,
ihr seh' ich heil'ges Blut entfließen,
in Sehnsucht nach dem verwandten Quelle,
der dort fließt in des Grales Welle."

Kundry ist die eigenartigste Neuschöpfung des Dramas gegenüber der mittelalterlichen Sage. Im ersten Aufzug tritt sie in wilder Kleidung, mit einem Gürtel von Schlangenhäuten auf. Ihr schwarzes Haar flattert in losen Zöpfen, ihre schwarzen Augen sind stechend, zuweilen wild aufblitzend, dann wieder todesstarr und unbeweglich. Hierfür war Wolframs Kundrie, die Gralsbotin, vorbildlich, die Parzival nach seinem ersten Gralsbesuch verflucht und vor seinem zweiten Gralsbesuch entsühnt. Im zweiten Aufzug erscheint Kundry in durchaus verwandelter Gestalt, als ein jugendliches Weib von höchster Schönheit, in phantasti-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

scher Kleidung arabischen Stils. Diese verführerische Kundry entspricht der Orgeluse des Gawanteils bei Wolfram. Wenn sie den törigen Knaben bei seinem Namen ruft, so erinnert sie an Sigune, die jungfräuliche Witwe im Wolframschen Gedicht, die bei der ersten Begegnung den jungen Helden mit seinem Namen, der bisher noch gar nicht genannt wurde, begrüßt.

In der Klingsorszene und aus Kundrys Worten erfahren wir von ihrem Vorleben: sie hat einst den Heiland verlacht und muß nun von Welt zu Welt wandern, ihm wieder zu begegnen. Der Blick des Heilands traf sie mit dem Fluch der Irre, der Blick des Erlösers (oder seines Stellvertreters — Parsifal!) allein kann ihr wieder Ruhe geben. Klingsor nennt sie Urteufelin, Höllenrose, Herodias! Alle verführerischen Weibsgestalten sind in Kundry vereinigt, sie ist die Verführerin an sich. Wagner verknüpft hier zwei Sagen miteinander: die vom Ewigen Juden und die von Herodias-Salome. Letztere wurde von Simrock in seiner Einleitung zum Parzival mit dem Gral in Zusammenhang gebracht. Herodias-Salome, deren Tanz die Enthauptung Johannes des Täufers veranlaßte, war in Liebe zu ihm entzündet, die er nicht erwiderte. „Als sie das auf dem Teller getragene Haupt mit Tränen und Küssen bedecken will, weicht es zurück und hebt heftig zu blasen an; die Unselige wird in den leeren Raum getrieben und schwebt ohne Unterlaß; nur von Mitternacht bis zum ersten Hahnkrat sitzt sie trauernd auf Eichen und Haselstauden" — so erzählt J. Grimm in seiner Mythologie. Der Ewige Jude aber war nach der Legende der Schuster Ahasver in Jerusalem, der Christus auf dem Wege nach Golgatha von seinem Hause, wo er einen Augenblick rasten wollte, fortstieß und der zur Strafe dafür bis zum Jüngsten Tage ruhelos umherwandern muß.

Wagners Kundry erfährt das Schicksal Ahasvers; ihr Verhältnis zu Christus ist der zu Johannes in Liebe entbrennenden Salome nachgebildet. Aus der Vereinigung zweier Sagen entstand ein neuer, bedeutungsvoller Mythus.

Die Verschmelzung der verschiedenen Erscheinungsformen zu einer Gestalt und der in Andeutungen des Gurnemanz und Klingsor sich eröffnende Ausblick auf frühere Daseinsformen verbinden Kundry mit der indischen Wiedergeburtslehre:

ja, eine Verwünschte mag sie sein:
hier lebt sie heut, —
vielleicht erneut,
zu büßen Schuld aus früherm Leben,
die dorten ihr noch nicht vergeben.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Im Münchener Entwurf heißt es von Klingsors Schloß: „Es birgt die schönsten Frauen der Welt und aller Zeiten, die dort durch Zauber unter Klingsors Bann gehalten und zum Verderben der Männer, namentlich der Gralsritter, von ihm mit aller Macht der Verführung ausgestattet wurden. Man meint, es seien Teufelinnen." Erst in der ausgeführten Dichtung erscheinen die wunderlieblichen Blumenmädchen, die Wagner dem Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht entnahm, das er in der Ausgabe und Übersetzung Weismanns (1850) und aus der Literaturgeschichte von Gervinus kannte. Sie verleihen der Szene den unbeschreiblichen Duft und poetischen Zauber. Die schönen Frauen im Alexanderlied sind weder menschlicher Herkunft wie bei Wolfram, noch Teufelinnen, sondern elbische Wesen, Blumengeister, die der Zauberer zu seinem Dienst erzog. Alexander beschreibt sein indisches Abenteuer (nach Gervinus) mit folgenden Worten: „Wenn der Sommer kam und es begann zu grünen und die edlen Blumen gingen auf, da waren diese herrlich zu schauen in der Pracht ihrer Farben, sie waren rund wie ein Ball und überall fest geschlossen; sie waren wunderbar groß, und wenn sich die Blume oben erschloß, so waren darin Mägdlein ganz vollkommen, die da gingen und lebten und Menschensinn hatten und redeten, als ob sie etwa ein zwölfjähriges Alter hätten. Sie waren schön an Leib und Antlitz, an blanken Armen und Händen; sie waren in Züchten fröhlich und lachten und sangen, daß man so süße Stimme nie vernahm. Aber nur im Schatten konnten sie leben, in der Sonne vergingen sie sogleich. Der Wald erschallte von der Mägdlein und Vögel süßen Stimmen. Ihr Leibesgewand war ihnen angewachsen, rot und schneeweiß wie der Blumen war ihre Farbe. Drei Monate weilten Alexander und seine Helden im grünen Wald und bei der schönen Aue und lebten mit den Frauen in Lust und Freude. Aber da geschah großer Jammer: die Blumen verdarben und die schönen Frauen starben. Die Bäume ließen ihr Laub und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen."

Die Buddhalegende weiß von allerlei Anfechtungen und Verführungen zu erzählen, die der zur Erkenntnis Strebende zu bestehen hatte. Sein Gegner ist Mara der Böse. Als Buddha unter dem heiligen Baume saß, um der Vollendung entgegenzugehen, da sandte Mara seine Töchter, Begier, Unruhe, Lust gegen ihn aus. Sie verwandelten sich in wunderschöne Mädchengestalten verschiedenen Alters und kleideten sich so, daß ihre Erscheinung verführerisch wirken mußte; sie näherten sich dem Königssohne, priesen seine Schönheit, umschmeichelten und neckten ihn mit allerlei Fragen. Aber Buddha achtete ihrer nicht, und nachdem sie lange Zeit vergebens versucht hatten, durch ihre Verführungskünste ihn zu verlocken, flohen sie hinweg. Mara ergriff Steine und Felsen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

von mächtigem Umfang und schleuderte sie gegen den Baum, um Buddha zu zerschmettern; er ließ scharfe Schwerter und spitze Pfeile auf ihn niederregnen: aber die Steine und Felsen, die Schwerter und Pfeile verwandelten sich in Knospen und Blüten, in Blumengewinde und Kränze, und fielen als freundliche Blumenspenden zu seinen Füßen nieder. Mara bestieg seinen Elephanten, schwang eine furchtbare Wurfscheibe und schleuderte sie mit Aufgebot seiner ganzen Kraft gegen Buddha. Die Wurfscheibe, die sonst Felsberge wie ein schwaches Bambusrohr zu durchschneiden vermochte, flog langsam wie ein welkes Blatt durch die Luft und blieb strahlend über Buddhas Haupte schweben. — Hier haben wir das Vorbild für Parsifal und die Blumenmädchen und Klingsor mit dem Speerwurf: „Klingsor schleudert auf Parsifal den Speer, welcher über dessen Haupte schweben bleibt."

So ließen sich noch viele Einzelheiten aufzählen, die im Drama aufgenommen und mit der Handlung innerlich verknüpft wurden. Vor allem aber ist der sittliche Grundgedanke immer machtvoller herausgearbeitet worden: die Religion des Mitleids. Und diese Weltanschauung, die Wagner mit Schopenhauer innig vereint, ist nicht erdacht, sondern erfahren. Sie reicht zurück bis auf ein Jagderlebnis des jungen Wagner aus dem Herbst 1832, das schon in seiner ersten Operndichtung, in den „Feen", nachklingt. Wie Wolframs Parzival über die von ihm erlegten Vöglein weint, so erwacht Parsifals erste bewußte Mitleidsregung beim Anblick des im heiligen Wald getöteten Schwanes. Dieses Mitleid steigert sich im Verlauf der Handlung zum Mitleid mit dem sündigen Menschen, Amfortas, zum Mitleid mit dem Heiland, dessen Heiligtum durch seinen sündigen Hüter verraten ward:

„erlöse, rette mich,
aus schuldbefleckten Händen!
So rief die Gottesklage
furchtbar laut mir in die Seele!"

Die Schlußworte der Dichtung: „Erlösung dem Erlöser", deuten auf den durch Parsifal wieder gereinigten Gralsdienst. „Durch Mitleid wissend der reine Tor" — in diese Formel ist der sittliche Leitgedanke eindrucksvoll zusammengedrängt. Wenn die französischen Gralsromane Galahad zum ritterlichen Stellvertreter Christi auf Erden erheben, so vermissen wir doch jede Vertiefung dieses Gedankens. Galahad ist eben nur die Verkörperung des mittelalterlichen geistlichen Ritters in kirchlichem Sinne. Parsifal aber erfährt rein menschlich die innerlich erlebte Wandlung vom Toren zum Wissenden. Er ist nicht der sündlose Heiland, aber er wird auf den Pfaden der Irrnis und des Leidens dazu

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

emporgeläutert, das königliche Amt am Gral zu verwalten und im Namen des Heilands die sündige Kundry zu taufen und zu erlösen.

Tristan und Isolde und Parzival und Gral sind wiederholt vom selben Dichter behandelt worden. Kristian, der Schöpfer des Percevalromanes, hat in seiner Jugend ein Tristangedicht verfaßt. Bei Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach sind aber nicht nur Darstellung und Stil, sondern auch Stoff und Inhalt, Minnegrotte und Gral scharf ausgeprägte Gegensätze. In der Neuzeit stehen für Tristan und Parzival dieselben Dichter, Immermann und Wagner, obenan, für Parzival sogar in der übereinstimmenden dramatischen Form. Immermann aber legt das Hauptgewicht auf Merlin und läßt Parzival und Gral im Hintergrund. Wagner beschränkt sich auf Parzival und Gral in kürzester eindringlichster Fassung, die in der Musik innerlich beseelt wird. Wie beim Tristan so erreicht auch beim Parzival im Mittelalter das Erzählgedicht, in der Neuzeit das Drama den Gipfel. Im Mittelalter und in der Neuzeit liegt der eigentliche dichterische Wert in dem, was die deutschen Meister aus eigenem hinzufügten. Wolfram und Wagner haben den französisch-keltischen Stoff eingedeutscht und fortgebildet. Richard Wagner urteilt richtig: „die innere Tiefe eines Wolfram bildete aus demselben Stoffe, der in der Urform uns als bloßes Kuriosum aufbewahrt ist, ewige Typen der Poesie" (Beethoven, Ges. Schriften 9, 86).

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts begann die englische Literatur sich der französischen Artusstoffe zu bemächtigen. Die bekanntesten Gedichte sind die von „Gawain und dem grünen Ritter" und von „Sir Perceval". Der Verfasser des Gawain hat sehr frei und selbständig Einzelheiten aus dem unbenannten Fortsetzer Kristians ausgewählt und eigenartig weitergeführt. Der Verfasser des Sir Perceval hält sich enger an Kristians *Conte del graal*, hat aber durch Ausschaltung des Grales und durch Umänderung, Umstellung und Umdichtung einzelner Züge seine Erzählung so neu gestaltet, daß sein Bericht, sehr mit Unrecht, als die Übertragung einer französischen Percevaldichtung, die vor Kristian lag, angesehen wurde. Der in Frankreich gänzlich verschollene „Ur-Perceval" sollte noch im 14. Jahrhundert einem englischen Bearbeiter in die Hände gefallen sein! Wilhelm Hertz rühmt, alles sei im klarsten einfachsten Zusammenhang, das Ganze fertig in sich abgerundet: „Hauptmotive sind die Vaterrache und die Erwerbung der Mädchenkönigin. Das Heimtrachten zur Mutter, das auch bei Kristian besonders stark und stärker als bei Wolfram hervortritt, führt

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

die Erzählung zum befriedigenden Abschluß". Das trifft alles zu, aber nicht als Beweis einer älteren Fassung des Märchens vom Dümmling, sondern als Vorzug einer geschickten Auswahl und Neuordnung des unvollendeten Kristianschen Gedichtes. Versbearbeitungen des „Josef von Arimathia" und Harry Lovelichs „Merlin" und „Gral" um 1450 sind ohne Bedeutung. Um so wichtiger wurde „Morte d'Arthur" des Ritters Malory (um 1470), nach Brandls Urteil „ein groß und mystisch empfundenes Buch, ein Schatzkästlein mittelalterlicher Märchenpracht. aus welchem Milton, Walter Scott und Tennyson romantischen Stoff und Ton schöpften". Gerade im rechten Zeitpunkt kam Malory auf den Gedanken, die Artusdichtung, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts volkstümlich geworden war, in einem umfassenden Werk zu sammeln. Seine Hauptquellen waren die französischen Prosaromane von Merlin, Lancelot, Tristan, Queste del saint Graal, Mort Artus. Die Ausführung war insofern vortrefflich, als der Verfasser Artus in den Mittelpunkt stellte und der ganzen Erzählung durch geschickte Auswahl aus der verwirrenden Menge der Überlieferung eine gewisse künstlerische Abrundung gab. Für unsern heutigen Geschmack enthält der Roman freilich noch viel Überflüssiges. Im Vergleich mit den weitschweifigen Vorlagen ist aber Malorys Arbeit als eine Verdichtung des ungeheuren Stoffes anzuerkennen; sie ermüdet nicht in dem Grade wie die französischen Prosaromane selber mit ihrer unübersichtlichen Anhäufung von leeren Abenteuern. Wie seine Vorgänger verstand auch Malory, seinen Stoff der neuen Umwelt und dem Geschmack seiner Landsleute anzupassen. Die Darstellung wirkt wie ein ursprüngliches englisches Werk, nicht wie eine bloße Übersetzung aus dem Französischen. Malorys Hauptverdienst ist sein Stil, der ihn zum Klassiker des 15. Jahrhunderts stempelt. Satzbau, Wortwahl und Rhythmus wirken aufs beste zusammen. Daher hatte das Buch außergewöhnlichen Erfolg. Malory gewann die Artussage für England, von ihm sind alle Dichter der Neuzeit unmittelbar abhängig, noch am Ende des 19. Jahrhunderts durfte die Bezeichnung „Malorism" und „Malorist" für moderne Nachahmung und Nachahmer Malorys geprägt werden. Malorys Buch verlegte 1485 der erste Londoner Drucker William Caxton mit außergewöhnlichem Erfolg. Bis 1634 erschienen viele Neudrucke, dann verschwand das Buch für längere Zeit, um 1816 mit vielen nachfolgenden Auflagen neu zu erstehen. Eine dreibändige deutsche Übersetzung von Hedwig Lachmann erschien 1913. Die fast beispiellose Verbreitung im 19. Jahrhundert erweist den unvergänglichen Wert von Malorys Werk, in dem die Artussage für England unsterblich ward. Robert Stephan Hawker schrieb 1863 „*the quest of the Sangraal*" nach Malory, aber in freier

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Weise mit eignen Zusätzen und Änderungen. Ihm folgten William Morris (Galahad) 1858 und Thomas Westwood *(quest of the Sancgreal)* 1868; endlich alle überragend Tennyson mit dem zu den Königsidyllen gehörigen „Holy Grail" (1869). Perceval, der sich ins Kloster zurückgezogen, erzählt dem Bruder Ambrosius vom heiligen Gral, der nur in traumhaften Gesichten vor uns aufleuchtet. Der Gral ist der Becher, aus dem der Herr beim letzten Liebesmahle trank, den Josef nach Glastonbury brachte, wo der Winterdorn zu Weihnachten blüht. Nur dunkle Kunde, durch alte Priester vermittelt, dringt über die Jahrhunderte bis auf die Zeit des Königs Artus. Percevals Schwester, eine Nonne, erblickt zuerst in nächtlicher Verzückung wieder den Gral. Die Artusritter, darunter der junge Galahad, erfahren durch Perceval vom Traumgesicht seiner Schwester. Sie weiht Galahad zur Gralsuche, indem sie ihm ein mit ihren eignen Haaren durchwirktes Schwertgehäng umbindet. Unter Donner und Blitz erscheint der Gral der Tafelrunde in wunderbar hellem Lichtschein. Obwohl außer Galahad keiner den Gral selber, sondern nur seinen Abglanz gesehen, schwören doch alle, auf die Suche auszuziehen. Der heimkehrende König findet seine Ritter in großer Erregung, er kann sie nicht zurückhalten, obwohl er weiß, daß die meisten auf der Suche nach dem Gral zugrunde gehen werden. Die Erzählung folgt den einzelnen Rittern, zunächst Perceval, dem allerlei Trugbilder, die ihn nicht zur Ruhe kommen lassen, vorgaukeln; er weiß nur eines: *„the quest is not for thee!"* Bei einem Einsiedler trifft er mit Galahad zusammen, der bei der Messe den Gral herniederschweben sieht und die Geheimnisse der Wandlung mit leiblichen Augen erblickt. Zu Beginn der Nacht brechen Galahad und Perceval miteinander auf, Perceval wird Zeuge, wie Galahad ins Reich des Grales eingeht. Von allen Rittern ist Perceval allein ausersehen, das Gralswunder wenigstens als Ohren- und Augenzeuge mitzuerleben. Er muß in die Welt zurück, aber er bewahrt seine Erinnerung im Klosterfrieden, fürs höfische Ritterleben ist er verloren.

In Frankreich blieb die oben erwähnte wertlose Nacherzählung der alten Prosaromane durch den Grafen Tressan wirkungslos. Erst Paulin Paris löste die Aufgabe einer wissenschaftlichen und künstlerischen Nachbildung in den fünf Bänden seiner *„Romans de la table ronde"* (1868—77), die seit 1922 eine geschmackvolle Erneuerung durch Jacques Boulenger erfuhren. Von literarischer Nachwirkung in Neudichtungen ist mir nichts bekannt geworden.

Wolframs Parzival wurde durch A. Grandmont (1892) ins Französische, durch Jessie Weston (1894) ins Englische übersetzt.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Wenn wir die Aussage der Quellen ohne Voreingenommenheit prüfen, so ist der Gral ursprünglich ein einfaches Altargerät, seit Robert eine heilige Reliquie von so hohem Wert, wie sie nur die Dichtung, nicht die Kirche kannte: Abendmahlskelch, Blutbehälter, Meßkelch in einer Gestalt. Die Romantik (vgl. die oben S. 41 angeführten Worte Büschings) erweiterte den Gral zu einem Sinnbild des christlichen Glaubens, ja sogar der Religion an sich. In diesem Sinne wird gerade gegenwärtig namentlich in Laienkreisen Gral, Gralsdienst und Gralsuche für das höchste Ziel menschlichen Strebens überhaupt verwendet, aber auch aus der klaren Anschaulichkeit ins Wesenlose verflüchtigt. Bei Immermann und Wagner gilt der Gralsdienst nicht dem heiligen Gefäß, in dem die Geheimnisse der Wandlung sich vollziehen, sondern der durch das Heiltum versinnbildeten Idee. Bei Wolfram ruft der Gral eine ritterliche Brüderschaft zu seinem Dienste, bei Robert sammelt sich um den Kelch die Gemeinde der Gläubigen. Die neue Gralsdichtung hält sich mehr an Wolframs Gralsritterschaft, die aber zu allgemein menschlicher Bedeutung erhoben ist. Der Gral besitzt die geheime Kraft, jeder Zeit als das Hochziel ihrer Sehnsucht vorzuschweben, was schon Wolframs Worte (235, 24) andeuten:

erden wunsches überwal!
„was über alles Wählen irdischer Herrlichkeit hinausgeht".

ERDENWUNSCHES ÜBERSCHWANG.

Schriften zur Sage von Parzival und vom Gral:

Das ausführlichste Verzeichnis aller hierher gehörigen Schriften bis zum Jahr 1927 bei G. Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des MAs; zweiter Teil: die mhd. Literatur: II. die Blütezeit, erste Hälfte 1927 S. 247 f. Hier hebe ich nur einige wenige zusammenfassende Schriften hervor: Birch-Hirschfeld, die Sage vom Gral, ihre Entwicklung und dichterische Ausbildung in Frankreich und Deutschland 1877; A. Nutt, studies on the legend of the holy grail 1888; R. Heinzel, über die französischen Gralromane, in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften 1891; E. Wechssler, die Sage vom heiligen Gral in ihrer Entwicklung bis auf R. Wagners Parsifal 1898; J. D. Bruce, the evolution of Arthurian romance from the beginning down to the year 1300, 2 Bände 1923; 2. Aufl. 1928; W. Golther, Parzival und der Gral in der Dichtung des MAs und der Neuzeit 1925; G. Rosenhagen im

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Nachtrag zur 6. Aufl. von W. Hertz, Parzival 1927; M. Marti in der Einleitung zur 4. Auflage von Bartsch, Wolfram von Eschenbach 1927; Gottfried Weber, Wolfram von Eschenbach, seine dichterische und geistesgeschichtliche Bedeutung I 1928; F. R. Schröder, die Parzivalsage 1928; H. Güntert, Kundry 1928. Als Beispiel modern-mystischer und theosophischer Auslegung W. Müller-Walbaum, vom ewigen Gral 1925. W. J. Stein, Weltgeschichte im Lichte des heiligen Gral Band I, das neunte Jahrhundert (1928) schweift weit über alle Quellenzeugnisse hinaus ins 9. Jahrhundert, wo er, einer Anregung Rudolf Steiners folgend, allerlei Anknüpfungspunkte für Wolframs Parzival findet. „Die Gralsritterschaft zeigt sich als die Vereinigung jener Menschen, die den Geist weiter pflegen wollten, als 869 das achte ökumenische Konzil ihn unter dem Titel der Beseitigung der Trichotomie (Gliederung des Menschen in Leib, Seele und Geist) abschaffte." Wir vermögen dem Verfasser in solche und andere Fernen nicht zu folgen!

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

STOFF- UND MOTIVGESCHICHTE DER DEUTSCHEN LITERATUR

herausgegeben von PAUL MERKER und GERHARD LÜDTKE

Es handelt sich um ein groß angelegtes Sammelwerk, bestehend aus Reihen von Einzelheften darstellender Art, die je einen vielbehandelten Stoff oder ein häufiger wiederkehrendes Motiv auf ihrem Schicksalsgang innerhalb der deutschen Literaturgeschichte verfolgen. Die behandelten und ausgewerteten Dichtungsinhalte sollen als Exponenten der jeweiligen Kulturstimmung und Stilrichtung erscheinen und somit Bausteine zur Geschichte des geistigen Lebens und der seelischen Entwicklung des deutschen Volkes bilden.

Das Gesamtwerk wird in Einzelheften von je etwa drei Bogen Lexikonformat ausgegeben. Jedes Heft, das im Rahmen des Gesamtunternehmens selbständig unter dem Namen des Verfassers erscheint, ist einzelkäuflich zu erwerben.

Bisher sind erschienen:

1. **Die Jungfrau von Orleans in der Dichtung.** Von WILHELM GRENZMANN. Groß-Oktav. IX, 74 Seiten. 1929. 4.—

2. **Tristan und Isolde** in der französischen und deutschen Dichtung des Mittelalters und der Neuzeit. Von WOLFGANG GOLTHER. Groß-Oktav. VI, 72 Seiten. 1929 4.—

3. **Julianus Apostata in der deutschen Literatur.** Von KÄTE PHILIP. Groß-Oktav. IV, 78 Seiten. 1929. 5.—

4. **Parzival** in der deutschen Literatur. Von WOLFGANG GOLTHER. Groß-Oktav. VI, 64 Seiten. 1929.

5. **Heidelberg** als Stoff und Motiv der deutschen Dichtung. Von RUDOLF K. GOLDSCHMIT. Groß-Oktav. VI, 74 Seiten. 1929.

Die Behandlung folgender Stoffgruppen ist vorgesehen: Antike, Mittelalter, Neuzeitliche Weltgeschichte, Kirchengeschichte, Bibel, Legenden, Neuzeitliche Volkssagen und Märchenstoffe, Fabelstoffe, Kulturträger in dichterischer Darstellung, Stände und Berufsgruppen in der dichterischen Darstellung, Das menschliche Privatleben, Natur, Die Zivilisation im dichterischen Werk, Das literarische Nachleben weltliterarischer Werke.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

WERKE ZUR DEUTSCHEN SPRACHWISSENSCHAFT UND LITERATURGESCHICHTE

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10 und Leipzig

Grundriß der germanischen Philologie, unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter begründet von HERMANN PAUL, weil. o. Professor der deutschen Philologie an der Universität München. Groß-Oktav.

Der „Grundriß der germanischen Philologie" hat von der dritten Auflage an einen Umbau erfahren. Die Darstellungen erscheinen jede für sich in Einzelbänden. Der Ausbau des Grundrisses wird in nächster Zeit besonders gefördert werden. Abgezweigt von dem Paulschen Grundriß ist ein besonderer „Grundriß der deutschen Literaturgeschichte", weil die Darstellung der Literaturgeschichte bis zur Neuzeit fortgeführt werden soll (s. Seite 16). Das gleiche gilt für einen besonderen „Grundriß der englischen Literaturgeschichte". — Von der neuen Auflage des Paulschen Grundrisses sind die folgenden Bände erschienen:

I, 1. **Geschichte der gotischen Sprache.** Von M. H. JELLINEK, a. o. Professor an der Universität Wien. IX, 209 Seiten. 1926. 10.—, geb. 12.—

Der Band ist für den Studierenden und Forscher der germanischen Sprachwissenschaft unentbehrlich.

I, 2. **Geschichte der gotischen Literatur.** Von WILH. STREITBERG. In Bearbeitung.

II. **Urgermanisch.** Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte. Von Dr. FRIEDRICH KLUGE, weil. Professor a. d. Universität Freiburg i. B. XI, 289 Seiten, 1913. 6.—, geb. 8.—

III. **Geschichte der deutschen Sprache.** Von Dr. OTTO BEHAGHEL, o. Prof. a. d. Universität Gießen. Mit 1 Karte. Fünfte, verbesserte und stark erweiterte Auflage. XXIX, 588 Seiten. 1928. 18.—, geb. 20.—

Behaghels in der neuen Auflage wesentlich erweiterte Geschichte gewinnt für die heutige Zeit, die die Sprachgeschichte gern als Bildungs- und Geistesgeschichte ansieht, ganz besondere Bedeutung.

IV. **Geschichte der nordischen Sprachen,** besonders in altnordischer Zeit. Von ADOLF NOREEN, ehem. Prof. an der Universität Upsala. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. 239 Seiten. 1913. 5.—, geb. 7.—

V. **Grundriß des germanischen Rechts.** Von Dr. KARL VON AMIRA, o. Professor an der Universität München. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. I, 302 Seiten. 1913 5.—, geb. 7.—

VI. **Geschichte der englischen Sprache.** II. Historische Syntax. Von Dr. EUGEN EINENKEL. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. XVIII, 223 Seiten. 1916. 6.—, geb. 8.—

VII. **Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur.** Von Dr. HERMANN JELLINGHAUS. Dritte, verbesserte Auflage. VIII, 90 Seiten. 1925. 5.—, geb. 7.—

VIII, 1. **Deutsche Versgeschichte** mit Einschluß des altenglischen und altnordischen Stabreimverses. Von Dr. ANDREAS HEUSLER, o. Professor an der Universität Basel.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Erster Band. Teil I und II: Einführendes; Grundbegriffe der Verslehre; Der altgermanische Vers. V, 314 Seiten. 1925 16.—, geb. 18.—

Zweiter Band. Teil III: Der altdeutsche Vers. VIII, 351 Seiten. 1927. 16.—, geb. 18.—

Dritter Band. Teil IV und V: Der frühdeutsche Vers. Der neudeutsche Vers. V, 427 Seiten. 1929 22.—, geb. 24.—

In dem vorliegenden bahnbrechenden Werk, das für jeden Sprach- und Literaturwissenschaftler unentbehrlich ist, wird die deutsche Metrik zum erstenmal in umfassender Weise von den Anfängen bis zur Gegenwart von dem berufensten Fachgelehrten behandelt.

IX. **Die Germanen.** Eine Einführung in die Geschichte ihrer Sprache und Kultur. Von TORSTEN EVERT KARSTEN, a. o. Professor an der Universität Helsingfors. Mit 4 Tafeln und 8 Textabbildungen. X, 241 Seiten. 1928. 13.—, geb. 15.—

Das vorliegende Werk bedeutet den ersten Versuch von nichtdeutscher Seite, Sprache und Kultur der gesamten germanischen Rasse darzustellen, unter Einschluß auch ihrer numerisch kleinsten und zivilisatorisch vielleicht rückständigsten Splitter, wie die der finnländischen und ostbaltischen Schweden und ihrer Vorfahren, die es als gleichberechtigte Teile der großen germanischen Sprach- und Kulturwelt einbezieht.

X. **Germanische Heldensage.** Von Dr. phil. HERMANN SCHNEIDER, o. Universitätsprofessor, Tübingen.

I. Band. Einleitung: Ursprung und Wesen der Heldensage.

I. Buch: Deutsche Heldensage. X, 443 Seiten. 1928 15.—, geb. 17.—

II. Band. In Vorbereitung.

Das Buch versucht die Entwicklung aller Sagenkreise von den ältesten verlorenen Liedern der Völkerwanderungszeit bis zu den hauptsächlich erhaltenen Denkmälern des späteren Mittelalters wiederzugewinnen und in einem Gesamtbilde zu erfassen.

Deutsche Grammatik. Von Professor Dr. OTTO LYON, weil. Stadtschulrat in Dresden. Sechste, umgearbeitete Auflage, unter Mitwirkung von Dr. Horst Kraemer, herausgegeben von Dr. Walther Hofstaetter. 144 Seiten. 1928 (Samml. Göschen Bd. 20.) Geb. 1.50

Kurze historische Syntax der deutschen Sprache. Von Dr. HANS NAUMANN, o. Professor an der Universität Frankfurt. Klein-Oktav. VI, 125 Seiten. 1915. (Trübners Philologische Bibliothek Bd. 2.) 2.—

Grundlagen der neuhochdeutschen Satzlehre. Ein Schulbuch für Lehrer. Von BERTHOLD DELBRÜCK, o. Professor an der Universität Jena. Oktav. VIII, 91 Seiten. 1920. 1.—

Das Buch behandelt ausgewählte Stücke der deutschen Satzlehre (Begriff des Satzes, Satzlehre, Grundbestandteile des Satzes, Wortbildung, Konjunktiv, Satzgefüge) vom psychologischen und geschichtlichen Standpunkt aus.

Geschichte der deutschen Sprache. Von Dr. HANS SPERBER. 132 Seiten. 1926. (Samml. Göschen Bd. 915.) Geb. 1.50

Der Verfasser war bestrebt, die sprachlichen Tatsachen nicht isoliert darzustellen, sondern in ihrem Zusammenhang mit den wichtigsten Erscheinungen der Kultur- und Geistesgeschichte.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Von Dr. FRIEDRICH KLUGE, weil. Professor an der Universität Freiburg i. Br. Zehnte, verbesserte Auflage. Groß-Oktav. XVI, 558 Seiten. 1924. 12.—, geb. 14.50

Durch immer erneute Umarbeitungen und Erweiterungen ist das Lexikon im Verlauf von mehreren Jahrzehnten zu einem Standardwerk nicht nur für die Germanistik, sondern für das deutsche Geistesleben überhaupt geworden.

Wörterbuch nach der neuen deutschen Rechtschreibung. Von Dr. HEINRICH KLENZ. Dritter Neudruck. 268 Seiten. 1923 (Samml. Göschen Bd. 200.) Geb. 1.50

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Deutsches Fremdwörterbuch. Von HANS SCHULZ. Lexikon-Oktav.
Band I: A—K. XXIII, 416 Seiten. 1910/13 14.—, geb. 16.—
Band II: Fortgeführt von Dr. OTTO BASLER.
1. Lieferung: L—M. 168 Seiten. 1926. 6.80
2. Lieferung: N—P. Seite 169—280. 1928. 6.—
Hier wird nach den Grundsätzen moderner Wortforschung für jedes Fremdwort die Quelle und Zeit seiner Entstehung ermittelt und seine Entwicklung dargelegt.

Deutsches Fremdwörterbuch. Von Dr. RUDOLF KLEINPAUL. Zweite, verbesserte Auflage. Neudruck. 171 Seiten. 1920 (Samml. Göschen Bd. 273.) Geb. 1.50
Der Band enthält u. a. überzeugende sprachliche Ableitungen der wichtigsten in den allgemeinen Gebrauch übergegangenen Fremdwörter.

Deutsche Wortkunde. Eine Kulturgeschichte des deutschen Wortschatzes. Von Dr. ALFRED SCHIRMER. 111 Seiten. 1926. (Samml. Göschen Bd. 929.) Geb. 1.50
Inhalt: Wortforschung als Kulturgeschichte. Entstehung des Wortes. Urschöpfung und Ableitung. Bedeutungswandel. Entlehnung. Mundart. Hochsprache, Umgangssprache usw. Geschichtliche Entwicklung von der Urzeit bis zur Gegenwart.

Die deutschen Personennamen. Ihre Entstehung und Bedeutung. Von Dr. RUDOLF KLEINPAUL. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, neubearbeitet von Dr. Hans Naumann, o. Professor an der Universität Frankfurt. 127 Seiten. 1921. (Samml. Göschen Bd. 422.) Geb. 1.50
Der Band, ein wertvoller Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte, behandelt Kleinkindernamen, Taufnamen unserer heidnischen Vorfahren, Christen-, Vater- und Familiennamen.

Die Ortsnamen im Deutschen. Ihre Entwicklung und ihre Herkunft. Von Dr. RUDOLF KLEINPAUL. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 142 Seiten. 1919. (Samml. Göschen Bd. 573.) Geb. 1.50
Der Verfasser zeigt, wie das ganze menschliche Leben, Pflanzen- und Tierwelt an der Bildung unserer Ortsnamen mitgewirkt haben, die in ihrer Vielseitigkeit ein bis ins kleinste genauer Spiegel der deutschen Geschichte sind.

Länder- und Völkernamen. Von Dr. RUDOLF KLEINPAUL. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 139 Seiten. 1919. (Samml. Göschen Bd. 478.) Geb. 1.50
Der kulturgeschichtlich und folkloristisch interessante Band ist für den Historiker und Geographen besonders wertvoll.

Deutsche Redelehre. Von HANS PROBST, Rektor des Gymnasiums in Ansbach. Dritte, verbesserte Auflage. Neudruck. 130 Seiten. 1920. (Samml. Göschen Bd. 61.) Geb. 1.50
Der Band faßt alles Wesentliche über Stilistik, die Lehre vom Ausdruck, und über Rhetorik, die Lehre vom Inhalt des Gesprochenen, zusammen.

Deutsche Lauttafel. Von PAUL MENZERATH. 73 × 143 cm. Auf Karton gedruckt, mit Stäben, Ösen und Bändern versehen. 8.—, auf Leinen gezogen 12.50. Beiheft dazu. Mit kleiner Lauttafel. Oktav. 11 Seiten. 1926. —.75. Kleine Lauttafel, einzeln (nur von 10 Exemplaren ab) 20.—
Die Tafel entspricht dem neuesten Stand der Lautforschung. Sie läßt den Zusammenhang der Laute nach Art und Stelle ihrer Bildung deutlich hervortreten. Systematisch geordnete Beispiele geben sämtliche orthographischen Varianten der Einzellaute wieder.

Deutsche Poetik. Von Dr. KARL BORINSKI, Professor an der Universität München. Vierte, verbesserte Auflage. Neudruck. 165 Seiten. 1920. (Samml. Göschen Bd. 40.) Geb. 1.50
Der Verfasser behandelt die Dichtung als Gabe und Kunst, den dichterischen Stil, seine Mittel und Gattungen.

Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Dr. PAUL MERKER, o. ö.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Professor an der Universität Breslau, und Dr. WOLFGANG STAMMLER, o. ö. Professor an der Universität Greifswald. Erscheint in etwa 20 Lieferungen. Band I: Abenteuerroman—Hyperbel. Lexikon-Oktav. 593 Seiten. 1926. 32.—, in Halbleder 41.—
Band II: Jambus—Quatrain. Lexikon-Oktav. IV, 754 Seiten. 1926/28. 40.—, in Halbleder 49.—
Band III (Schlußband und Register). Erscheint in etwa 8 Lieferungen zu je 4.—

Das Kennzeichnende für das Werk ist, daß es sich auf die formale und sachliche Seite der Literaturgeschichte, die Realien derselben beschränkt und die Dichtung als Leistung und Ausdruck eines schöpferischen Individuums nur insoweit berücksichtigt, als es unbedingt erforderlich ist.

Grundriß der deutschen Literaturgeschichte.

I. Geschichte der deutschen Literatur bis zur Mitte des elften Jahrhunderts. Von WOLF VON UNWERTH u. Dr. THEODOR SIEBS, o. Professor an der Universität Breslau. Oktav. XI, 260 Seiten. 1920. 6.—, geb. 8.50

Die Darstellung tritt an die einzelnen Denkmäler mit eingehender sprachgeschichtlicher und literarhistorischer Analyse heran und berücksichtigt jedesmal die gesamte einschlägige Literatur.

II. Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur.

1. Teil: Frühmittelhochdeutsche Zeit. Blütezeit I: Das höfische Epos bis auf Gottfried von Straßburg. Von Dr. FRIEDRICH VOGT, o. Professor an der Universität Marburg. Dritte, umgearbeitete Auflage. Oktav. X, 363 Seiten. 1922. 5.—, geb. 6.—

2. und 3. Teil sowie die folgenden Bände in Vorbereitung.

Geistliche und weltliche Dichtung von 1050 bis um 1180. Heinrich von Veldeke und das mitteldeutsche Kunstepos. Der Artusroman und Hartmann von Aue. Wolfram von Eschenbach und der Gral. Gottfried von Straßburg.

Geschichte der deutschen Literatur.

I. Von der ältesten Zeit bis 1748. Von Dr. MAX KOCH, o. ö. Professor an der Universität Breslau. Neunte, neubearbeitete und erweiterte Auflage. 170 Seiten. 1920. (Samml. Göschen Bd. 31.) Geb. 1.50

II. Von Klopstock bis zum Ausgang der Romantik. Von Dr. FRIEDRICH KAINZ, Privatdozent an der Universität Wien. 146 Seiten. 1929. (Samml. Göschen Bd. 783.) Geb. 1.50

III. Von Goethes Tod bis zur Gegenwart. Von Dr. FRIEDRICH KAINZ, Privatdozent an der Universität Wien. 136 Seiten. 1928. (Samml. Göschen Bd. 1004.) Geb. 1.50

Die Bände vermitteln einen faßlichen Überblick über die Hauptentwicklungslinien und das wichtigste historische Tatsachenmaterial der deutschen Literatur. Der Schilderung jeder Epoche ist eine kurze Wesensschau vorausgeschickt, die ihre konstitutiven Züge hervorhebt, ihre stilistischen Gemeinsamkeiten, ihr Lebensgefühl und Kunstwollen charakterisiert.

Geschichte der deutschen Lyrik. Von Dr. RICHARD FINDEIS, Professor in Wien. 1914.

I. 151 Seiten. (Samml. Göschen Bd. 737.) Geb. 1.50

II. 120 Seiten. (Samml. Göschen Bd. 738.) Geb. 1.50

Der erste Teil umfaßt die deutsche Lyrik von der indogermanischen Frühzeit bis zur Romantik, der zweite Teil führt bis in die jüngste Gegenwart hinauf.

Das deutsche Kirchenlied in seinen charakteristischen Erscheinungen. Ausgewählt von Dr. FRIEDRICH SPITTA, o. Professor an der Universität Tübingen.

I. Mittelalter und Reformationszeit. 141 Seiten. 1912. (Samml. Göschen Bd. 602.) Geb. 1.50

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Aus dem Inhalt: Mittelalter. Martin Luther. Zwingli. Agricola. Blaurer. Zwick. Konrad Hubert. Capito. Vogtherr. Leo Jud. M. Weiße. Niederdeutsche Meßgesänge. B. Waldis. Albrecht von Preußen. Die Markgrafenlieder.

Althochdeutsche Grammatik. Von Dr. H. NAUMANN, o. Professor a. d. Universität Frankfurt. Zweite Auflage. 159 Seiten. 1922. (Samml. Göschen Bd. 727.) Geb. 1.50

Altdeutsches Prosa-Lesebuch. Texte vom 12.—14. Jahrhundert. Von Dr. HANS NAUMANN, o. Professor an der Universität Frankfurt. Klein-Oktav. VIII, 162 Seiten. 1916. (Trübners Philologische Bibliothek Bd. 5.) 2.—

Althochdeutsches Lesebuch. Von Dr. HANS NAUMANN, o. Professor an der Universität Frankfurt. Neudruck. 148 Seiten. 1923. (Samml. Göschen Bd. 734.) Geb. 1.50

Die altsächsische Genesis und der Heliand, das Werk eines Dichters. Von WILHELM BRUCKNER, a. o. Professor a. d. Universität Basel. Oktav. V, 119 Seiten. 1929. 7.—
(Germanisch und Deutsch, Studien zur Sprache und Kultur, 4. Heft.)
Der Verfasser versucht in seiner Untersuchung den Nachweis zu erbringen, daß Genesis und Heliand von einem Dichter verfaßt sind: die weitgehende Übereinstimmung des Sprachgebrauchs, die eigenartige Behandlung des biblischen Stoffes und auch die Beobachtung, daß gerade die Schlußpartien des Heliand der Genesis in manchem Punkte näherstehen als der Anfang des großen Werkes, sprechen dafür.

Waltharilied. Ein Heldengesang aus dem 10. Jahrhundert. Im Versmaße der Urschrift übersetzt und erläutert von Professor Dr. HERMANN ALTHOF in Weimar. Zweite, verbesserte Auflage. Neudruck. 152 Seiten. 1925. (Samml. Göschen Bd. 46.) Geb. 1.50

Dichtungen aus mittelhochdeutscher Frühzeit. Auswahl mit Einleitungen und Wörterbuch, herausgegeben von Dr. HERMANN JANTZEN, Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat in Breslau. Dritte, durchgesehene Auflage. 154 Seiten. 1926. (Samml. Göschen Bd. 137.) Geb. 1.50
Ezzos Gesang. Genesis und Exodus. Heinrich von Melk. Annolied. Alexanderlied. Rolandslied. Kaiserchronik. König Rother. Herzog Ernst.

Wolfram von Eschenbach, Parzival. Eine Auswahl mit Anmerkungen und Wörterbuch. Von Dr. HERMANN JANTZEN, Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat in Breslau. 127 Seiten. 1925. (Samml. Göschen Bd. 921.) Geb. 1.50
Die Ausgabe bringt aus den sechzehn Büchern des Parzival die bedeutungsvollsten Stellen im Urtext mit Anmerkungen, ausführlichem Wörterbuch und verbindendem Text.

Die Textgeschichte des Wolframschen Parzival. Von EDUARD HARTL. I. Teil: Die jüngeren *G-Handschriften. 1. Abteilung: Die Wiener Mischhandschriftengruppe *W ($G^n G\delta G\mu G\varphi$). Mit einem Stammbaum der Gruppe *W. Oktav. XXIII, 165 Seiten. 1928. 10.—
(Germanisch und Deutsch, Studien zur Sprache und Kultur. 1. Heft.)
Das erste Heft dieser neuen Sammlung, die ein Sammelbecken für Untersuchungen unserer Sprache und Kultur sein wird, ist einem Unterthema der Textgeschichte des Wolframschen Parzival gewidmet, das deshalb grundlegende Bedeutung hat, weil es den allerersten Anfang streng philologischer Behandlung auf diesem vollkommen unbebauten Gebiet darstellt.

Auf Wunsch kostenlose Zusendung unserer

Fachkataloge und Sonderverzeichnisse zur Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte

WALTER DE GRUYTER & Co. / Berlin W10, Genthiner Str. 38

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

3 9015 06046 9460

BOUND

SEP 19 1942

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06046 9460

BOUND

Sep 19 1942

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN